

AUTORISIERTE ÖFFENTLICHE LESEPROBE



ROMAN I — EXPOSITION

Tanz auf dem Drahtseil der Wirklichkeit

50 Seiten Romantext

Deutschsprachiger Haupttext / autorisierte englische Parallelfassung

**Leseprobe für die Erstlektüre. Der Probenapparat verrät nichts
aus späteren Bänden.**

LIANA MARIE SIVE

schattendorfechoes.com

ROMAN I

Tanz auf dem Drahtseil der Wirklichkeit

■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■

LIANAMARIESIVE

Über diese Leseprobe

Diese feste, geprüfte Leseprobe wurde beim Release aus einer ausdrücklich freigegebenen Seitenspanne der maßgeblichen Publikationsdatei erzeugt. Besuchende können keine anderen Seitenbereiche anfordern.

WERK

Roman I: Tanz auf dem Drahtseil der Wirklichkeit

UMFANG

50 Seiten Romantext

QUELLSEITEN

6-55

LESEREIHENFOLGE

Dies ist die primäre Buchmarkt-Leseprobe. Sie beginnt mit dem tatsächlichen Romananfang und endet nach fünfzig Seiten Romantext.

SPOILERSTATUS

Leseprobe für die Erstlektüre. Der Probenapparat verrät nichts aus späteren Bänden.

Unveröffentlichtes Manuskript. Vertretung und Veröffentlichung werden gesucht. Nicht zum Verkauf. Keine vollständige Vervielfältigung oder Weiterverbreitung; kurze Zitate in Rezensionen und wissenschaftlichen Erörterungen bleiben nach Maßgabe des Urheberrechts zulässig.

Das vollständige Manuskript ist für seriöse professionelle und wissenschaftliche Anfragen über die Website verfügbar.

schattendorfechoes.com/de/rechte-frankfurt-2026.html

CHOR I

DIE OSTTÜR LERNT ERMORDET

Adornfeld brachte die Zeitung herein, noch ehe der Kaffee sich gesetzt hatte. Er wedelte nicht damit. Er legte sie unter zwei Gutsbriefe und die Rechnung fürs Lampenöl, wo der Mord zunächst zwischen Besitz und Verbrauch zu liegen kam. Frau Klemper hatte das Kleisterglas auf den langen Tisch gestellt: ein Arzneiglas ohne Etikett, daneben Brotmesser, Falzbein, drei Nadeln, zwei verbogene Nägel und das graue Tuch fürs Silber. Sie drehte Hermann den Messergriff zu.

„Gerade schneiden.“

Dann, als Hermann schon den Falz suchte:

„Tote brauchen keine schiefen Ränder.“

Hermann berührte die gefaltete Arbeiter-Zeitung mit den Fingerrücken. Das Papier war kühl; der Falz teilte die Schlagzeile. Auf dem Tisch entfaltet, las sie: Von Frontkämpfern ermordet.

Rausch hielt sich an Bruchstücke. So las er immer; so hielt er sich das Gelesene vom Leib. „Schattendorf. Mosers Gasthaus. Tscharmanns Wirtshaus. Schüsse vor der Versammlung. Zusage der Gendarmerie. Später wieder Feuer. Kind. Invalide. Verwundete.“ Nach jedem Hauptwort hielt er inne, als hätte das Papier zwischen den Wörtern eine Mautstelle errichtet.

Julia stand am Fenster. „Wenn das Blatt Mord sagt, darf der Saal daraus kein Unglück machen. Wenn es die Toten nennt, darf die Schlagzeile sie nicht verschlucken.“ Adornfeld schrieb die Namen untereinander: Matthias Csmarits; Josef Grössing; Josef Haring; Alois Schmiedel; Josef Wagner; Jakob Stromer; Martin Grössing. Nach jedem Namen ließ er eine Leerzeile. Dann legte er den Bleistift hin.

Alex kam mit Leim am Ärmel herein, Überrest einer früheren Papierübertretung. Als er nach dem Ausschnitt griff, hielt Frau Klemper sein Handgelenk.

„Vor dem Angreifen fragen.“

Alex fragte. Hermann nickte. Er trug die Schlagzeile zur Osttür und steckte sie verkehrt an.

Niemand lachte. Die Anklage blieb lesbar; wer sie lesen wollte, musste sich zu ihr hinunterbeugen.

Hermann setzte den Ausschnitt richtig. Die Nadel verbog sich, das Holz widerstand, das alte Band gab einen kurzen metallischen Laut. Kleister stieg am Rand hoch. Eine Ecke rollte sich zurück. Hermann glättete sie nicht sofort. Das Papier war als Zeugnis gekommen, nicht als Tapete.

Frau Klemper wischte den Tisch mit dem grauen Tuch. „Jetzt die Namen.“

Rausch begann neu, diesmal nicht in Bruchstücken, sondern Körper für Körper. Hermann hörte Körnung in Csmarits, die harten kleinen Konsonanten in Grössing, das Schaben in Stromer. Julia wiederholte jeden Namen. Alex sprach aus, was er konnte, und tat bei den anderen nicht so, als könne er es.

Die Osttür trug nun die Schlagzeile neben einer verbogenen Nadel; die Namen blieben auf dem Tisch. Der Jänner war als Papier, Kleister und Namenswunde ins Haus gekommen. Weglegen ließ sich nichts davon.

CHOR II

BEILEID AM TÜRBAND

Der nächste Bericht aus dem Landtag kam mit saubereren Rändern. Adornfeld trug ihn in einer Mappe statt unter den Rechnungen und spitzte einen Bleistift, bevor er den amtlichen Wortlaut abschrieb.

Der Tisch war gescheuert worden. Frau Klemper missbilligte Trauer, die Klebrigkeit als Beweis benützte. „Kleisterglas links. Trockenes Tuch rechts. Keine Ellbogen in der amtlichen Trauer.“ Rausch las den einstimmigen Beschluss, als verlese er unter einer niedrigen Decke eine Kundmachung. „Burgenländer von Burgenländern getötet. Politische Gründe. Beileid des Landtages. Politische Auseinandersetzung mit geistigen Waffen. Keine Gewalt, die neue Gewalt hervorbringt. Scharfes Vorgehen gegen hochverräterische Elemente.“ Julia verschränkte die Arme. „Wenn der Staat die Trauer benennen kann, muss er auch den Druck benennen, unter dem sie möglich wurde. Wenn er von geistigen Waffen spricht, darf er Kinder nicht unter wirklichen liegen lassen.“ Hermann schnitt die Worte geistigen Waffen aus der Spalte und legte sie neben die Schlagzeile an der Osttür. Ihre Druckerschwärze war sichtbar blasser als die Anklage darüber. Adornfeld erhob Einspruch. „Die Worte gehören in den Satz.“ „Alles gehört irgendwohin“, sagte Hermann. „Das heißt noch nicht, dass es dort sicher ist.“ Frau Klemper brachte ein Stück blaues Wäscheband aus dem Küchenkorb. Früher hatte es Leintücher zusammengehalten. Sie reichte Alex ein Ende.

„Festhalten. Nicht in den Mund.“

Gemeinsam spannten sie das Band vom unteren Türband bis zu den angeklebten Worten aus dem Landtag. Alex zog zu stark, verbog den Nagel und spaltete das Holz darunter in einer feinen Linie. Hermann deckte den Riss mit dem Daumen ab, während Alex auf eine Anweisung wartete.

Rausch fuhr fort: Frieden mit Ungarn, Freundschaft mit dem ungarischen Volk, Ablehnung ungarischer Fremdherrschaft, Auffüllung der Gendarmerie auf die vorgeschriebene Stärke, Vollendung republikanischer Verbände im Land. Die Aufzählung bot ein Geländer am Abgrund, aber keinen Boden. Adornfeld schrieb das nieder, bevor er sich daran hindern konnte. Julia betrachtete das Band. „Wenn das ein Geländer ist, muss trotzdem jemand das Kind halten.“ Frau Klemper deutete auf den Besen. „Dann halt auch den Besen. Böden bauen sich unter Reden nicht von selbst.“ Die Osttür trat in ihren zweiten Zustand: die Schlagzeile auf Augenhöhe, die Landtagsworte ans Türband gebunden, das blaue Band unter Spannung, der Riss sichtbar. Kein Satz wurde entfernt, und keinem Satz wurde allein vertraut.

CHOR III



STIMMZETTEL NACH KUGELN

Nach der Aprilwahl kam die Zeitung mit Arithmetik. Adornfeld mochte Zahlen, weil sie die Trauer zwangen, sich anzustellen; selbst er zögerte jedoch, bevor er sie auf den Tisch legte.

Rausch las die Schlagzeile aus der Arbeiter-Zeitung in seinem zitierenden Ton. „Das Beispiel Burgenlands. Sozialdemokraten: 47.702. Christlichsoziale: 39.063. Landbund: 16.713. Kleinere Parteien: 14.252. Stärkste Partei.“ Mit dem Bleistift tippte er auf jede Zahl und hinterließ neben den Tausendern einen schwarzen Punkt.

Frau Klemper brachte eine Schüssel weiße Bohnen aus der Speis. „Der Bub zählt besser mit etwas, das ausrinnen kann.“ Alex zählte die Stimmen mit Bohnen. Siebenundvierzig für einen Haufen, neununddreißig für den nächsten, sechzehn für einen weiteren, vierzehn für das, was er die kleinen Parteien nannte. Er wirkte zufrieden, bis Julia sagte, Schattendorf habe Stimmen hinzugewonnen und Loipersbach habe eine Mehrheit ergeben. Da schob er eine Bohne zur Namensliste hinüber.

„Kann ein Fünftel mehr Stimmen Josef zurückbringen?“, fragte er.

Niemand antwortete sofort; es war die erste Barmherzigkeit, die ihm jemand erwies. Julia setzte sich neben ihn. „Wenn Stimmen Tote auferwecken könnten, wären die Lebenden weniger nachlässig mit ihnen. Sie können es nicht. Sie können den Leuten, die die Gefahr geschaffen haben, nur sagen, dass das Dorf nicht gehorsam geworden ist.“ Hermann schnitt die Wahlergebnisse aus der Seite. Die Schere verfang sich am Punkt hinter der ersten Zahl und riss ein kleines Dreieck aus dem Rand. Sie hielt den Schnipsel in der Handfläche. Rand fehlt; Zahl unversehrt. Das war hinnehmbar. Sie würde nicht jeden Zufall ausbessern, bloß weil er wie Schaden aussah.

Adornfeld vermerkte das Argument des Artikels in seinem Hauptbuch: Antwort an Horthy; Antwort an die Frontkämpfer; Antwort für die republikanischen Errungenschaften; Antwort für die Schule; Antwort aus einem Grenzland, das den Hunger alter Herren kannte.

Rausch las: „Hände weg von Burgenland“, obwohl diese Hände seine eigene Verdichtung waren und nicht die Grammatik der Zeitung. Er bemerkte es und berichtigte sich: „Die Zeitung sagt es anders. Sie meint das.“ Frau Klemper nahm die Bohnen weg, bevor Alex Heere daraus machen konnte. „Zuerst die Zahlen. Kriegsspiele nie.“ Sie klebten die Ergebnisse unter das Landtagsband, nicht über die Namen. Alex hielt den unteren Rand. Sein Daumen hinterließ ein blasses Oval

im Kleister. Das Papier runzelte sich darum, und Hermann strich es nicht glatt. Der Druck eines Kindes war in die Aufzeichnung eingegangen, ohne dass jemand es erklärte.

Danach trug die Tür: Schlagzeile, amtliche Worte, blaues Band, Wahlergebnis, Daumenmal. Beim Öffnen quietschte das Türband nicht mehr. Das war schlimmer. Ein Türband kann sich an Last gewöhnen.

CHOR IV

DIE MAIFALTE

Am Ersten Mai kam die Zeitung nicht als einzelne Wunde. Sie kam als Umzug, zusammengedrängt in Druckerschwärze: rotes Wien, rote Fahnen, China, Faschismus, Frieden, Demokratie, Arbeit für die Arbeitslosen, Mieterschutz, Pächterschutz, Alters- und Invalidenversicherung, Jugendrechte, Achtstundentag, Zukunft.

Rausch berauschte sich an den Parolen und wurde dadurch unzuverlässiger. „Gegen den Imperialismus. Für das Selbstbestimmungsrecht des chinesischen Volkes. Gegen den Faschismus. Für Frieden und Demokratie. Hände weg von Mieterschutz und Pächterschutz.“ Er sprach, als trüge jede Wendung bereits Stiefel.

Julia nahm ihm das Blatt aus der Hand. „Wenn eine Parole wahr ist, muss sie eine Küche aushalten. Wenn man sie nicht sagen kann, während Brot geschnitten wird, ist sie für die Straße noch nicht bereit.“ Frau Klemper legte einen Laib auf den Tisch und schnitt ohne eine Regung vier Scheiben ab. „Jetzt sag es.“ Rausch versuchte es. Arbeit für die Arbeitslosen klang neben Brot anders. Versicherung für die Alten klang neben dem angeschlagenen Häferl einer Magd anders, deren Mutter keine Pension bekam. Jugendrechte klangen anders, als Alex Bohnenstaub von seinen Manschetten wischte und fragte, ob man Rechte in eine Tasche stecken könne.

Hermann faltete die Maiausgabe einmal der Länge nach. Der Falz lief durch eine Liste von Forderungen, nicht durch einen Namen. Diesen Unterschied hatte sie gelernt. Papier ließ sich disziplinieren, wenn die Hand sich erinnerte, was nicht durchschnitten werden durfte.

Adornfeld holte ein kleines bronzefarbenes Maiabzeichen hervor, das jemand aus Wien zusammen mit einer Notiz über den Aufmarsch geschickt hatte. Der Nadel fehlte der Verschluss. „Unsicher“, sagte er.

„Dann passt es zum Monat“, antwortete Julia.

Alex wollte das Abzeichen an der Osttür befestigen. Frau Klemper sagte, kein Metall, solange der Kleister nicht trocken sei. Er schmolte mit staatsbürgerlicher Hingabe.

Hermann legte die Maiausgabe über die untere Türfüllung, unter die Wahlergebnisse, dorthin, wo ein Fuß sie treffen konnte, wenn die Tür zu heftig aufging. Die Lage beleidigte Adornfeld. Frau Klemper gefiel sie. „Dort lernen Böden“, sagte sie.

Das Papier warf an zwei Stellen Blasen. Rausch griff danach, um es glattzustreichen. Hermann hielt ihn auf. „Die Falte soll zeigen, wo die Forderung auf die Maserung getroffen ist.“ Julia sah von der Schlagzeile zum Landtagsband, zu den Zahlen und zur Maifalte. „Wenn die Zukunft durch diese Tür kommt, kommt sie über die Namen. Dort muss sie leiser sprechen.“ Frau Klemper fegte die Kleisterflocken in ihre Hand. „Dann soll die Zukunft fegen lernen.“ Inzwischen trug die Tür: Jänneranklage, Feberbeileid, Märzzählung, Maiforderung. Das Türband hielt. Der Raum wurde nicht sicher. Er wurde rechenschaftspflichtig.

PRESSE-ZWISCHENBLATT

DAS AMTSBLATT LEGT DIE WUNDE AB

Das Amtsblatt kam ohne Eile. Diese fehlende Dringlichkeit war sein erster Verstoß.

Rausch hatte die Wiener Zeitung unter dem Mantel getragen, weil der Regen vor der Kirchenglocke eingesetzt hatte. Er legte sie neben die Arbeiter-Zeitung auf den Tisch, doch so, dass die beiden einander nicht berührten. Selbst Papier schien zu wissen, wann ein anderes Papier ein anderes Gesetz mitgebracht hatte.

„Dort steht nicht Mord“, sagte er.

Julia sah nicht auf. „Dann lies, was dort steht.“

Rausch beugte sich dicht über die Spalte. „Zusammenstoß.“

Frau Klemper hielt beim Kürzen des Lampendochts inne. „Das ist ein Wort mit Handschuhen.“ Adornfeld, der inzwischen sowohl bloßen Händen als auch Handschuhen misstraute, schrieb die Überschrift in sein Notizbuch: Der Zusammenstoß in Schattendorf. Darunter zog er drei Linien. Auf die erste schrieb er: Bericht. Auf die zweite: Klarstellung. Auf die dritte: Was das Wort vermeidet.

Der amtliche Bericht leugnete die Toten nicht. Er tat etwas Ordentlicheres. Er setzte sie hinter den Bahnhof, hinter die beiden Versammlungen, hinter die wartenden Schutzbündler, hinter die behauptete Absperrung, hinter die Vermittlung der Gendarmen, hinter den vorgesehenen Rückzug der Gruppen, hinter den Rückweg durch das Dorf, hinter die Lieder und gebrüllten Beschimpfungen, hinter den Augenblick, in dem die Gäste bei Tscharmann Angst bekommen und sich in die Privaträume zurückgezogen hatten.

„Er baut einen Gang“, sagte Julia. „Man muss durch jede Tür gehen, bevor die Leichen erscheinen.“

„So funktionieren Berichte“, sagte Adornfeld.

„So funktionieren Gänge“, sagte Frau Klemper. „Berichte entscheiden, wo die Mäntel aufgehängt werden.“ Rausch las weiter. Drei Jagdgewehre in der Wohnung. Ein umgebauter Militärkarabiner auf dem Dachboden, geladen. Sechsendsechzig Jagdpatronen. Neun Militärgewehrpatronen. Er las die Zahlen zweimal, weil Zahlen ihn beruhigten und die anderen bei jeder Wiederholung auf andere Weise erschreckten.

Alex, dem verboten worden war, den nassen Kleister anzugreifen und der deshalb den trockenen Pinsel berührte, fragte, ob ein Gewehr auf einem Dachboden schlafe.

„Nein“, sagte Julia.

„Was tut es dann?“

Hermann antwortete, bevor sie die Antwort sanft machen konnte. „Es wartet.“ Dann gab es noch die kleine Mitteilung, die dem Raum gerade durch ihre Kleinheit wehtat. Josef Tscharmann sei vom Gericht noch nicht förmlich einvernommen worden, hieß es in der Zeitung, habe jedoch der Gendarmerie gestanden, aus dem Fenster des Gasthauses seines Vaters auf die Straße geschossen zu haben. Alle blieben, wo sie waren.

Das Geständnis donnerte nicht. Es lag auf dem Tisch wie ein Werkzeug, dessen Verwendung jeder kannte und niemand benennen wollte.

„Das kommt an die Tür“, sagte Rausch.

„Nicht über die Namen“, sagte Julia.

„Auf die Rückseite“, sagte Adornfeld. „Der Staat bevorzugt die Rückseite.“

Sie öffneten die Osttür und klebten die amtliche Spalte auf die Rückseite der Füllung, wo das Holz weniger Narben hatte. Wer sie lesen wollte, musste die Tür nach innen drehen und zwischen Saal und Gang stehen. Hermann gefiel das, und sie misstraute ihrem Gefallen.

Frau Klemper schnitt einen schmalen Streifen aus der Begräbnisanzeige: Csmarits in Klingenbach, Grössing in Schattendorf, Mitglieder der burgenländischen Landesregierung würden teilnehmen. Sie legte ihn unter die Waffenliste. „Ein Begräbnis unter Patronen“, sagte sie. „So hätte ich es nicht angeordnet.“ Alex hielt die Ecke, während der Kleister anzog. Sein Finger rutschte ab und hinterließ unter dem Wort Leichenbegängnis einen mondförmigen Fleck.

„Lass ihn“, sagte Julia.

Draußen kam das Dorf um elf Uhr stückweise zum Stillstand: Ein Hammer hielt inne, ein Wagen stand in der Gasse, eine Frau wartete mit beiden Händen im Mehl, und eine Tür blieb halb geschlossen. Die Zeitung hatte fünfzehn Minuten Arbeitsruhe angekündigt. Im Saal wurde jede Unterbrechung ohne Zeremoniell hörbar.

Die nächste Schicht an der Tür bestand aus dem amtlichen Bericht auf der Rückseite, den Waffen über dem Begräbnis, dem Geständnis beim Türband und der Stille, die mit der Uhr eintrat. Die Wunde war nicht geleugnet worden. Sie war abgelegt worden.

FÜNF GRAMMATIKEN AM TISCH

Gegen Ende der Woche lagen zu viele Zeitungen auf dem Tisch und zu wenig Tisch darunter. Adornfeld schlug Kategorien vor. Frau Klemper schlug einen zweiten Tisch vor. Julia erklärte, Kategorien seien das, was Menschen benützten, wenn sie wollten, dass die Trauer in gehorsamen Reihen stehe. Hermann holte Bretter aus dem Schuppen. Die Bretter waren verzogen. Damit war der Streit entschieden: Das Archiv würde nicht eben sein.

Die Arbeiter-Zeitung blieb in der Mitte, weil sie zuerst gekommen war und ihre Anklage nicht gemildert hatte: von Frontkämpfern ermordet. Dahinter lag die Wiener Zeitung, amtlich und trocken, und sagte Zusammenstoß, Bericht, Untersuchung, Begräbnis, Verfahren. Die Salzburger Wacht trug dieselbe Wunde nach Westen und machte aus den fünfzehn Minuten Stille einen landesweiten Arbeitskörper: Eisenbahn, Telegraf, Telefon, Sirene, Pfeife, Fabrik, Hand.

Die Welser Zeitung kam aus Oberösterreich mit einer ruhigeren katholischen Grammatik: Tragödie, Ordnung, Familie, amtlicher Bericht und Zurückhaltung. Sie leugnete die Toten nicht. Sie stellte das Geschehen unter Wörter wie Schutz und Eindämmung, deren Anstand hart werden konnte, sobald Angst den Druck lieferte. Julia legte den Bericht zu den anderen. „Er verlangt von der Ordnung, die Trauer zu tragen“, sagte sie. „Wir müssen trotzdem fragen, wessen Ordnung und was sie erlaubt.“ Zuletzt kam jene Zeitung, die Rausch nicht bringen wollte und die Adornfeld nicht versteckt wissen wollte: das völkisch-nationalsozialistische Blatt mit seiner giftigen Umkehrung des Geschehens. Frau Klemper stellte eine Untertasse über die schlimmsten Wörter, bevor Alex sie entziffern konnte.

„Wenn es Gift ist, warum behalten wir es?“, fragte Alex.

„Weil auch Gift eine Flasche hat“, sagte Frau Klemper. „Und Flaschen haben Etiketten. Reißt du das Etikett herunter, trinkt jemand daraus.“ Hermann schrieb keine Moral über die Seite. Sie legte einen schwarzen Faden quer darüber und steckte ihn an beiden Enden fest, sodass man das Blatt nur lesen konnte, wenn man den Faden bewusst anhob.

„Es wird glauben, wir fürchten uns davor“, sagte Rausch.

Julia antwortete: „Das tun wir.“

Es war der erste ehrliche Satz des Morgens. Sie fertigten eine Tabelle der Grammatiken an, weder für Besucher noch zur Belehrung, sondern um zu vergleichen, was jede Zeitung mit denselben Toten gemacht hatte. Zeitung

Grammatik, die sie in den Raum brachte

Arbeiter-Zeitung

Mord, Klassenwunde, bewaffnete Reaktion, Notwendigkeit des
Schutzbundes.

Wiener Zeitung

Zusammenstoß, Bericht, Klarstellung, Geständnis, Waffen,
Begräbnis, Verfahren.

Salzburger Wacht

Solidarität aus den Ländern, Arbeitsruhe, Beisetzung, gesamtösterreichischer
Arbeitskörper.

Welser Zeitung

Tragödie, Ordnung, amtlicher Bericht, katholische Zurückhaltung,
Eindämmung durch Seipel.

Deutsche Arbeiter-Presse

Umkehrung, Provokationslegende, antisemitische und antimarxistische
Ermächtigung.

„Das ist kein Ausgleich“, sagte Adornfeld.

„Nein“, sagte Julia. „Ausgleich hieße, jede Grammatik hätte dasselbe Recht auf die
Toten.“ Hermann nahm den Streifen aus der Wiener Zeitung und schob ihn
hinter die Schlagzeile der Arbeiter-Zeitung, nicht damit die eine die andere
verbarg, sondern um zu zeigen, wie das Amtsblatt unsichtbar bleiben und
dennoch Gewicht tragen konnte. Wenn sich die Tür bewegte, schabte der amtliche
Streifen am Holz. Das Geräusch war leise, bürokratisch und, sobald man es gehört
hatte, nicht mehr zu überhören.

Die Tür als Tabelle: vorn die Anklage, auf der Rückseite die amtliche Ablage, am
unteren Querholz die Solidarität der Länder, beim Schloss die Tiroler Ordnung,
unter dem Faden das Gift. Kein Blatt durfte zum Raum werden.

PRESSE-ZWISCHENBLATT

FRÜHLINGSWETTER IM BURGENLAND

Der Frühling milderte die Zeitungen nicht. Er vermehrte sie. Burgenland brachte Kandidatenlisten, Parteaufrufe, Wahlergebnisse, Pfarrtratsch, Pächterschutz, Osterhoffnung, Erwartung des Ersten Mai, den Brotpreis, den Mietzins und den Preis dafür, von Männern zum Warten aufgefordert zu werden, deren Regale voll waren.

„Schattendorf steht nicht auf jeder Seite“, sagte Adornfeld.

„Nein“, sagte Julia. „Aber jede Seite hat den Weg dorthin gelernt.“

Die Burgenländische Freiheit sprach aus Sauerbrunn mit der Dringlichkeit eines jungen Bundeslandes, das sich den Luxus des bloß Örtlichen nicht leisten konnte. Sie fragte, wie die Wahl zu gewinnen, die Grenze zu halten, Horthy zu antworten sei, ohne zu werden, was Horthy wollte; wie Dörfer zu regieren seien; wie Bauern und Arbeiter glauben lernen könnten, die Republik gehöre ihnen, ehe ihnen ein Mann in Uniform oder ein Mann mit einer Predigt etwas anderes erklärte.

Rausch brachte die April- und Maiblätter in einem mit Spagat verschnürten Bündel. Er wollte die großen Sätze zitieren. Frau Klemper ließ ihn zuerst sortieren: Wahl, Miete, Brot, Versicherung, Kleinpächter, Jugend, Kirche, Grenze, Frontkämpfer, Erster Mai.

„Du machst aus Politik Wäsche“, sagte er.

„An der Wäsche sieht man, was den Körper berührt hat“, antwortete Frau Klemper.

Alex nahm das Maiblatt und fragte, warum China in Wien sei. Julia setzte sich neben ihn und faltete mit den Händen eine Landkarte in die Luft: hier Wien, hier Italien, hier Ungarn, hier China, hier das Wort Faschismus, das schneller reist als Schiffe, hier Arbeiter, deren Namen die Zeitung nicht kennt, deren Gefahr sie jedoch als verwandt bezeichnet.

„Kann eine Zeitung jemanden kennen, der weit weg ist?“, fragte Alex.

„Sie kann genug wissen, um verantwortlich zu sein“, sagte Julia. „Nicht genug, um ihn zu besitzen.“ Hermann schnitt aus den Frühlingsblättern keine Namen heraus. Sie schnitt Ränder, Zahlen, Forderungen und Daten. Die Streifen bildeten über dem unteren Teil der Osttür ein Wetterband: Brot, Miete, Versicherung, Pächter, Grenze, Schule, Mai, Wahl. Nichts davon erklärte den Mord. Alles zeigte die Welt, in der er möglich gewesen war. Adornfeld schrieb ins Hauptbuch: Gesellschaftliches Wetter ist kein Hintergrund.

Viel später strich AFW das Wort Hintergrund und ließ den Rest stehen.

PPER



VORSPIEL

Womit anfangen?

Kaltes Gestein umarmt Hermann sanft. Seine letzten Seufzer verhallen durch endlose Hallen.

In Österreichs Katakomben hört man ein leises Raunen:

Wo beginnt das Ganze?

Über ihr schwiegen die Wolken. Unter ihr erinnerte sich der Stein. Dazwischen lag Österreich, verkleinert und ruhelos, ein Land, das sein Reich überlebt hatte und nun keinen Namen besaß, groß genug, darin zu wohnen.

Schattendorf.

Im Jänner waren in Schattendorf Schüsse gefallen; das Urteil im Juli sollte ihre Folgen weit über das Dorf hinaustragen. Hermann trat spät in diese Geschichte ein, durch Erinnerung und Beschädigung, nicht durch die Sicherheit einer Augenzeugin.

Die schlichte Tatsache lautet:

Hermann war bereits tot, als dieser Bericht begann.

■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■

KAPITEL 1

Der goldene Schimmer

Schattendorf erwachte ohne die Maschinen Wiens. Vor Sonnenaufgang gab es weder Straßenbahnen noch aufgesperrte Kaffeehäuser, nur einen Kübel, der gegen Stein schlug, einen Fensterladen, der sich widerwillig öffnen ließ, und eine Frau, die zuerst auf Ungarisch und, nach einer Pause, auf Deutsch nach einem Kind rief; jenseits der östlichen Mauer lag Nebel über der Wiese, im Obstgarten rief ein Vogel, aus den ersten Rauchfängen stieg dünner Rauch, und das Licht fand den Kirchturm, die niedrigen Mauern, die beiden dunklen Wagenrinnen und zuletzt Hermann am oberen Fenster, die Hand am kalten Glas.

Sie stand schon länger dort, als sie wusste. Hinter ihr war das Zimmer unberührt: das Bett gemacht, die Waschschüssel unbenutzt, der Paravent zusammengeklappt, der Morgenrock über einen Sessel gelegt von einer Bediensteten, die sich auf die Ordnung eines Haushalts besser verstand als auf seine Trauer. Auf dem Schreibtisch lagen ein Skizzenbuch, ein Silberstift, eine versiegelte Abrechnung aus Wien, Julius Brief und ein spröder Zeitungsausschnitt, auf dieselbe Breite gefaltet. Sie hatte den Brief vor Tagesanbruch geöffnet. Dann noch einmal bei Tagesanbruch. Dann noch einmal nach dem Ruf des Vogels. Er enthielt keine Anklage. Das machte ihn schlimmer.

Nur fünf Zeilen, in Julius Handschrift:

Papa,

Du hast Zimmer für jedes tote Ding. Du hast Schweigen für jede alte Wunde.

Aber es muss Raum für die Lebenden geben. Gibt es darin Raum für mich?

J.

Hermann hatte die letzte Zeile so lange gelesen, bis der Druck der Feder sichtbarer schien als die Wörter. Sie kehrte zum Papier zurück wie zu einem Inventar: der abwärts gerichtete Haken von Julius J, der weich gewordene Falz in der Mitte, die kleine Quetschung, wo die Feder vor der Frage innegehalten hatte.

Mit jeder Lektüre wurde Hermann die Größe des Zimmers deutlicher. Generationen hatten das Herrenhaus mit Porträts, Uniformen, Besitzverträgen, Gebetbüchern, Jagdtrophäen, gastierenden Musikern, unbezahlten Schulden, Familienskandalen und den Toten gefüllt. Die Toten hatten stets die besten Zimmer erhalten.

Es erinnerte sich schlecht, wie alte Häuser es tun. Eine Stufe knarrte für einen Menschen, der sie nie betreten hatte. Bei feuchtem Wetter schwoll eine Tür um

einen Streit, der dort nie geführt worden war. An manchen Morgen, wenn der Nebel gegen die Scheiben drückte, schien das Haus Hermann keine Erinnerungen anzubieten, sondern Proben: Dieselbe Trauer wanderte von Zimmer zu Zimmer, bis man Wiederkehr mit Schicksal verwechselte. Hermann wandte sich vom Fenster ab.

Der Spiegel über dem Waschtisch hielt ihr Gesicht nur unvollkommen fest. Ein Sprung lief von der linken oberen Ecke durch das Glas, nicht über ihre Züge, sondern neben ihnen, und erzeugte eine zweite Wange, ein zweites Auge, einen Mund, der beinahe der ihre war und doch nicht. Oft hatte sie den Sprung ordinär gefunden. An diesem Morgen wirkte er ehrlich.

Die öffentliche Überlieferung, soweit sie sich überhaupt mit solchen Dingen befasste, bevorzugte ihre alte Grammatik. Sie war von Kirchenmatrikeln, Schulzeugnissen, Pässen, Erbrecht und den unsichtbaren Gewohnheiten geschult worden, mit denen eine Gesellschaft sich vor den Lebenden schützt. Der junge Zeitblom folgte dieser Grammatik zu genau. Später berichtigte er sich. Noch später berichtigte er die Berichtigungen.

Die Akten bewahren eine Grammatik. Die Erinnerung bewahrt eine andere. Rita, wenn man sie eintreten lässt, bewahrt eine dritte. Das Gemälde wird schließlich keine von ihnen sauber bewahren. Ich habe diese Grammatiken nicht zur Übereinstimmung berichtet; ihr Widerspruch gehört zur Wunde.

AFWs Randbemerkung neben dieser Stelle lautet:

Verlangt von einer Leiche nicht, dass sie euren Papierkram ordentlich hält. Unter Julius Brief lag der Jännerausschnitt, den Hermann nicht hatte behalten wollen und gerade deshalb behalten hatte. VON FRONTKÄMPFERN ERMORDET. Der linke Rand war zu knapp beschnitten; vom V in Von blieb nur ein schwarzer Zahn am Rand.

Noch war kein Freispruch gedruckt worden, noch hatte kein Urteil den Kalender durchquert. Das Blatt gehörte zum ersten Morgen nach den Schüssen, als die Toten noch Druckerschwärze, Namen, Zeugenaussagen und der Geruch von Kleister waren, der neben einem Ofen warm wurde.

Als Hermann Julius Brief anhob, hob sich der Ausschnitt mit; altes Siegellack hatte während der Nacht privates und öffentliches Papier verbunden. Sie trennte beide mit dem Papiermesser. Eine Faser aus Julius Seite blieb in der Schlagzeile hängen, und die Schlagzeile nahm einen blassen Faden des Briefes mit.

Das Tintenfass wackelte auf einem Fuß. Ohne nachzudenken, schob Hermann den Ausschnitt darunter. ERMORDET stabilisierte den Tisch für drei Atemzüge, rutschte dann heraus und hinterließ einen Halbmond aus Staub an der Stelle, wo die Ermordeten kurz als Möbel gedient hatten.

Sie faltete Julias Brief wieder entlang des vorhandenen Falzes, doch der Falz stimmte mit der Zeitungsfalte nicht überein. Die beiden Papiere hatten unterschiedliche Drücke gelernt. Sie lagen schlecht beieinander, und das war genauer als Mitgefühl.

Es muss Raum für die Lebenden geben. Sie konnte den Satz nicht länger auf die Seite beschränken. Nicht, dass Julia ihn geschrieben hätte. Julia hatte Härteres geschrieben. Doch dieser Satz war durch die Wände gegangen. Er war in die Stiege eingetreten. Er war hinunter in den versperrten Ostsaal gegangen, wo Staub in einem grauen Film über dem Parkett lag und die Fenster zum Dorf blickten, als schämten sie sich ihrer Höhe.

Der Ostsaal. Das Komitee aus dem Dorf wollte ihn. So jedenfalls lautete die respektable Fassung. Es wollte einen Ort für Vorträge, für Musik, für Kinder im Winter, für Versammlungen, die nicht in Wirtshäusern unter den Augen von Männern stattfinden mussten, die schneller tranken, sobald Politik erwähnt wurde. In einfacher Sprache: Es wollte einen Raum. Hermann hatte noch nicht geantwortet. Sie blickte wieder zur Wiese.

Als Julia klein gewesen war – falls klein das richtige Wort für einen Menschen war, der von Anfang an teilweise der Zukunft zuzugehören schien -, war sie nach dem Regen barfuß dort gelaufen. Eine Bedienstete hatte ihr nachgerufen und dann aufgegeben, weil Julias Ungehorsam immer eine Reinheit besessen hatte, die jede Zurechtweisung bürokratisch wirken ließ. Sie war auf dem Gras ausgerutscht, mit Schlamm an beiden Knien aufgestanden und hatte gelacht, als hätte die Erde sie in einen Witz aufgenommen, der Erwachsenen nicht zugänglich war.

Hermann hatte von der Terrasse aus zugehört. Lord Alistair hatte damals noch gelebt.

Nein. Das war einer der Tricks der Erinnerung. Alistair war bereits auf jene Weise tot gewesen, auf die Väter lange vor ihrer Beerdigung tot werden: als Regel anwesend, als Gnade abwesend. Er hatte hinter den Glastüren in einem dunklen Anzug gestanden, eine Hand am Griff, ohne in den Garten zu treten und ohne das Lachen zu verbieten. Die Kunstdorfs waren zur Zurückhaltung fähig, wenn sie sie nichts kostete.

„Kinder“, hatte er gesagt.

Hermann hatte es für eine Beleidigung gehalten. Julia hatte nur den Ton gehört und sich theatralisch in seine Richtung verbeugt, mit ihren schlammigen Knien und allem. Die Erinnerung ging so rasch, wie sie gekommen war. An ihre Stelle trat der Morgen. Das Haus wartete.

Hermann kleidete sich an, ohne Hilfe zu rufen. Weißes Hemd. Dunkle Weste. Ein schwarzer Rock, zu streng für die Jahreszeit. Ihre Hände zögerten am Kragen. Der

Spiegel bot wieder zwei Gesichter an. Das eine gehörte den Familienporträts. Das andere war seit Jahren da und blickte von den Rändern polierten Silbers, aus Fensterglas, Regentonnen und den dunklen Oberflächen ungespielter Klaviere zurück. Sie berührte einmal das gesprungene Glas.

„Noch nicht“, sagte sie.

Ob sie zum Gesicht, zum Haus oder zu Julias Brief sprach, sagt Zeitblom nicht. Vielleicht wusste er es nicht.

Der Gang vor ihrem Zimmer roch nach Wachs, altem Leinen und der schwach medizinischen Bitterkeit von Politur. Unten hatten die Bediensteten mit ihrer Arbeit begonnen. Irgendwo bewegte sich hinter einer geschlossenen Tür ein Besen. Aus der Küche stiegen der Geruch von Brot, Kaffee und feuchtem Holz, das man zum Brennen überredete.

Im Dorf hatte das Herrenhaus viele Namen. Manche nannten es Schloss Kunstdorf, obwohl es eigentlich kein Schloss war. Manche nannten es Villa Dolorosa, nachdem ein Priester mit zu viel Latein und zu wenig Takt bei einem Begräbnis die Wendung gebraucht hatte und sie von Leuten wiederholt worden war, die für das Elend einer anderen Familie gern einen großen Namen hatten. Hermann selbst nannte es im Gespräch mit Julia einfach das Haus, gegenüber Rechtsanwälten das Gut und das Herrenhaus, wenn sie es anklagen wollte.

An diesem Morgen war es alle drei. Langsam stieg sie die große Stiege hinunter. Ihre Langsamkeit hatte nichts mit dem Alter zu tun. Die Stiege war so entworfen worden, dass Eile unanständig wirkte: Ihre Breite, das polierte Geländer und der Absatz in der Mitte verwandelten gewöhnliche Bewegung in einen Auftritt vor dem Ahnenporträt. Auf halbem Weg blieb sie vor Lord Alistair stehen. Das Bild war zu groß.

Es war in den letzten selbstsicheren Jahren des vorigen Jahrhunderts gemalt worden, als Männer seiner Art noch glaubten, Europa existiere, um sich hinter ihnen aufzustellen. Er trug einen schwarzen Rock, einen weißen Kragen und den Ausdruck eines Menschen, dem selbst das Wetter nie widersprochen hatte. Eine Hand ruhte auf einem Dokument. Die andere hielt Handschuhe. Hermann hatte einmal gefragt, was für ein Dokument es sei. Ihre Mutter hatte geantwortet: „Etwas Wichtiges.“ Später erfuhr Hermann, dass der Maler es erfunden hatte. Das erschien ihr als das Wahrste an dem Porträt. Unter Alistair, in der wirklichen Halle, wartete Adornfeld.

Er stand neben dem kleinen Tisch, auf dem die Morgenpost in drei Stapeln geordnet war: Angelegenheiten des Gutes, Dorfsachen und Wien. Ein vierter Stapel, zu klein, um Stapel genannt zu werden, enthielt Julias Briefe. Adornfeld hatte nichts daraufgelegt.

Er war ein schmaler Mann, nicht körperlich schwach, sondern gebaut wie von einem Zeichner, der Verschwendung verabscheute. Sein Bart war genau. Seine Manschetten waren genau. Wenn er Missbilligung äußerte, war sie genau genug, um ohne jede Verschwendung zu verletzen. Er besaß die in einem Haushalt erbten Melodrams seltene Gabe, selbst Schweigen wie indexiert erscheinen zu lassen.

„Sie haben ihn gelesen“, sagte er.

Hermann erreichte die letzte Stufe.

„Auch Ihnen einen guten Morgen.“

„Es ist kein Morgen, dem Zeremoniell nützt.“

„Das hat dieses Haus noch nie daran gehindert, welches bereitzustellen.“

Adornfeld neigte den Kopf und gestand ihr den Punkt zu.

„Das Komitee kommt zu Mittag.“ „Ich weiß.“

„Sie werden nach dem Ostsaal fragen.“

„Auch das weiß ich.“

„Und Ihre Antwort?“

Hermann sah zu den hohen Türen am anderen Ende der Eingangshalle. Dahinter lag der Ostflügel, der seit der Zeit vor dem Krieg zu keinem öffentlichen Zweck geöffnet worden war. Einst ein Ballsaal. Dann ein Lagerraum. Dann, nach Alistairs Tod, ein Zimmer, in dem Möbel auf einen Bedarf warteten, der nie wiederkehrte.

„Der Saal ist ungeeignet.“

„Wofür?“

„Für Kinder.“

„Das stimmt“, sagte Adornfeld. „Derzeit eignet er sich vor allem für Schimmel.“

Beinahe lächelte Hermann. Adornfeld bemerkte es und wurde nicht milder.

„Das Dach über der südlichen Ecke muss ausgebessert werden. Der Ofen ist seit Jahren nicht geheizt worden. Drei Fenster sind gesprungen. Der Boden ist tragfähig, wenn auch hässlich.“

„Sie haben ihn besichtigt?“

„Jemand musste es tun.“

„Sie erlauben sich viel.“

„Ich erfasse Posten. Anmaßung ist weniger ordentlich.“

Sie ging an ihm vorbei ins Frühstückszimmer. Die Vorhänge waren geöffnet. Das Licht fiel in langen Rechtecken über den Tisch. Das silberne Kaffeeservice spiegelte den Raum im Kleinen: Sessel, Teller, Hand, Tasse, Decke, Gesicht – jeder Gegenstand gekrümmt und verkleinert, bis die ganze Welt dafür gemacht schien, in einen Löffel zu passen. Hermann setzte sich. Adornfeld blieb stehen.

„Das ist lästig“, sagte sie.

„Was?“

„Dass Sie dort stehen, als hätte ich noch vor dem Frühstück einen Fehler begangen.“ „Sie haben eine Entscheidung so lange hinausgeschoben, bis sie zu einer moralischen Haltung geworden ist.“

„Das klingt nach Ihnen.“

„Es sollte nach Julia klingen.“

Bei dem Namen hielt Hermanns Hand über der Tasse inne. Adornfeld sah, dass er das beabsichtigte Feld getroffen hatte. Er entschuldigte sich nicht.

„Sie hat Ihnen deutlich geschrieben“, sagte er.

„Sie schreibt allen deutlich. Das ist eine ihrer Grausamkeiten.“

„Vielleicht ist es eine ihrer Gnaden.“

„Werden Sie vor dem Kaffee nicht sentimental.“

„Ich bin nie sentimental.“

„Nein. Das ist Ihre Grausamkeit.“

Adornfeld setzte sich. Eine Zeitlang wurde nur Kaffee eingeschenkt. Draußen fuhr ein Wagen am Tor vorbei, seine Räder schwer auf der nassen Straße. Das Geräusch trat ins Frühstückszimmer und verließ es gleich wieder.

„Was wollen sie wirklich?“ , fragte Hermann.

„Die Dorfbewohner?“

„Nein. Das Jahrhundert.“

Adornfeld rührte in seinem Kaffee, ohne zu trinken.

„Das ist eine zu große Frage für diesen Tisch.“

„Sie werden sie trotzdem beantworten.“

„Ja.“

Er legte den Löffel hin.

„Es will Legitimität. Es will Räume, in denen es sprechen kann. Es will, dass Brot weniger kostet. Es will, dass Väter aufhören, Porträts zu grüßen. Es will, dass Söhne nicht für Grenzen sterben, die verschwinden, ehe die Uniformen verblassen. Es will, dass Frauen Bürgerinnen sind, bevor jemand sie zu Redefiguren macht. Es will Kinder unter einem Dach, wenn der Winter kommt. Es will von alten Häusern wissen, warum sie noch immer versperrt sind.“

„Das ist eine Rede.“ „Es ist ein Inventar.“

„Und was will ich?“

Adornfeld sah sie an.

„Das ist die Frage, der Sie ausgewichen sind, indem Sie nach dem Jahrhundert gefragt haben.“

Hermann drehte die Tasse in der Untertasse.

„Ich will nicht, dass das Haus verschwindet.“

„Dann lassen Sie es benützen.“

„Sie glauben, Gebrauch bewahrt?“

„Nein. Ich glaube, unbenutzte Dinge verfaulen und nennen sich dabei heilig.“

Einen Augenblick lang sprach keiner von beiden. Hermann sah zum Fenster. Der Nebel über der Wiese hatte sich weit genug gehoben, um den Obstgarten freizugeben. Einer der jüngeren Bäume lehnte sich stark nach links. Seit einem Wintersturm vor drei Jahren tat er das. Der Gärtner hatte ihn an einen Pfahl gebunden und zweimal neu gebunden; der Baum hatte seinen Winkel behalten. Jeden Frühling blühte er.

„Julia glaubt, im Herrenhaus gebe es keinen Raum für sie“, sagte Hermann.

„Gibt es ihn?“

„Das ist nicht fair.“

„Nein.“

Adornfeld trank seinen Kaffee.

„Fairness“, fügte er hinzu, „ist vor Mittag selten verfügbar.“

Ihr Gespräch dauerte noch lange. Es führte über die österreichische Seele, den Verfall der Grundherrlichkeit, den Wohnbau des Roten Wien, die theologischen Nebenwirkungen der Gastfreundschaft und schließlich – selbst für Adornfeld bedauerlich – zu einem Vergleich zwischen dem Ostsaal und dem Langhaus einer ungeweihten Kirche.

AFW strich sechs Seiten; Zeitblom stellte zwei Sätze wieder her.

An den Rand schrieb er: Die vorliegende Fassung ist der Kompromiss. Nach dem Frühstück nahm Hermann den Schlüssel zum Ostflügel aus der Lade in der Bibliothek. Er war größer als nötig und kälter als erwartet. Schlüssel zu unbenutzten Räumen sind das oft. Sie sammeln in sich die Eitelkeit versperrter Dinge. Adornfeld folgte ihr in einigem Abstand.

„Sie brauchen mich nicht zu beaufsichtigen“, sagte Hermann.

„Ich weiß.“

„Warum sind Sie dann hier?“

„Falls die Tür aufgequollen ist.“

„Ist das Sorge oder Metapher?“

„Holz dehnt sich bei feuchtem Wetter. Der Riegel beweist es, bevor der Satz dazu kommt.“ Sie durchquerten die Eingangshalle. Die Bediensteten hatten sich mit dem Takt von Menschen zurückgezogen, die wussten, dass eine Entscheidung im Haushalt bevorstand, und später die verbesserte Fassung hören wollten. An der Tür zum Ostflügel steckte Hermann den Schlüssel ins Schloss.

Es widersetzte sich. Adornfeld sagte nichts. Sie drehte stärker. Das Schloss gab mit einem Laut nach, der weniger nach Öffnung klang als nach Beschwerde. Die Luft dahinter war abgestanden.

Staub lag auf dem Boden, den verhüllten Sesseln, dem Klavier und den übereinandergestellten Rahmen an der gegenüberliegenden Wand. Drei Luster hingen über ihnen, jeder in Leinen eingewickelt. Die hohen Fenster des Saales gingen zum Dorf hinaus. Eine Scheibe war in der unteren Ecke gesprungen, genau wie Adornfeld berichtet hatte. Durch den Sprung kam ein Faden Morgenluft.

Hermann trat ein. Der Ostsaal sah nicht aus wie ein Raum, der auf Wiedergeburt wartete. Er sah aus wie ein Raum, der eine Auseinandersetzung mit der Zeit gewonnen hatte, indem er die Teilnahme verweigerte. Nahe der Mitte stand ein Kindersessel. Hermann blieb stehen.

Sie erinnerte sich nicht, angeordnet zu haben, dass er hier gelagert wurde. Er war grün gestrichen, doch an den Armlehnen blätterte die Farbe. Ein Bein war kürzer als die anderen; ein gefaltetes Stück Karton war daruntergeklemt. Julia hatte diesen Sessel mit fünf Jahren im Garten benützt. Oder mit sechs. Oder vielleicht nie. Verwundete Erinnerung stiehlt Möbel aus anderen Zimmern.

Hermann strich über die Lehne. Staub blieb an ihrem Handschuh. Adornfeld stand noch an der Schwelle.

„Lassen Sie mich allein“, sagte sie.

Er gehorchte. Das war eine seiner Tugenden. Er konnte gehorchen, ohne nachzugeben. Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, stand Hermann allein im Saal mit Julias abwesendem Sessel und dem verhüllten Klavier.

Unter der Klavierbank lag ein Bündel alter Noten: Bach, an den Ecken weich gerieben; Liszt, von einer Hand bezeichnet, die für Ränder zu ungeduldig gewesen war; Wagner in einem Einband, schwer genug, um das Regal zu schikanieren; und einige leere Blätter, auf denen später einmal ein Name mit Bleistift gestanden hatte und ausradiert worden war. Die Bank roch nach Staub, Filz und Eisen.

Hermann öffnete das Bündel nicht. Es genügte zu wissen, dass das Instrument Nachbarn enthielt: Töne, nah genug, einander zu berühren, weit genug, eine Vereinigung zu verweigern. Es muss Raum für die Lebenden geben.

Sie ging zum ersten Fenster und versuchte den Riegel. Er klemmte. Sie drückte stärker. Das Metall sprang auf, und das Fenster schlug mit solcher Gewalt nach innen, dass der Raum einzuatmen schien. Kalte Luft kam herein. Dann Klang.

Das Dorf trat zuerst in Bruchstücken ein: das Schnauben eines Pferdes, das Lachen einer Frau, ein Wagenrad, das gegen Stein schlug, Kinder irgendwo jenseits der Mauer, die Kirchenglocke, die mit einem unsicheren Ton erprobt oder

ausgebessert wurde. Keine Musik. Nur Klang, weder Geschichte noch schon Symbol.

Hermann öffnete das zweite Fenster. Dann das dritte. Als sie die gesprungene Scheibe erreichte, zitterten ihre Hände. Nicht vor Anstrengung.

Staub blieb Staub. Die Sessel waren noch verhüllt. Das Klavier musste weiterhin gestimmt werden. Die Feuchtigkeit war nicht aus der Wand gewichen. Doch der Saal war nicht mehr versiegelt, und damit hatte die Gefahr begonnen. Zu Mittag kamen fünf Mitglieder des Komitees.

Der Lehrer, Herr Zeller, kam zuerst, hielt den Hut mit beiden Händen und blickte zu oft zur Decke. Neben ihm stand Frau Klemper, die im Winter Kohlensammlungen mit einer Strenge organisiert hatte, vor der selbst die Wohltätigkeit zitterte. Ein junger Sozialdemokrat namens Rausch trug seinen besten Rock und seinen schlechtesten Gesichtsausdruck. Der Pfarrer schickte einen Kaplan, statt selbst zu kommen, was alle sowohl als Teilnahme wie als Weigerung verstanden. Der Fünfte war ein Bub von vielleicht acht oder neun Jahren, obwohl niemand einen Buben eingeladen hatte.

Er hatte sich an Frau Klempers Rock gehängt und wurde erst vorgestellt, nachdem er vorgetreten war und gesagt hatte: „Ich bin Alex.“ Hermann blickte zu ihm hinunter. Er sah ohne Angst zurück. Er erwiderte ihren Blick, ohne die Augen zu senken.

„Bist du im Komitee?“, fragte Hermann.

„Nein.“

„Was ist dann dein Amt?“

„Ich kann Sessel zählen.“

Frau Klemper errötete.

„Er hat darauf bestanden mitzukommen, Frau -“

Sie brach ab. Der Titel versagte ihr. Herr? Frau? Gnädige? Die alten Formen zitterten. Hermann hörte das Versagen, spürte, wie es in den Raum eintrat, und rettete diesmal niemanden davor.

„Alex darf die Sessel zählen“, sagte sie.

Der Bub nickte, als bestätige dies eine längst vermutete Befähigung. Adornfeld, der hinter Hermann stand, machte eine Notiz.

Später schrieb AFW an den Rand:

Gut. Das Kind tritt mit einer Aufgabe ein. Nicht als Unschuld. Als Bub, der Sessel zählt, nicht als Österreich. Haltet ihn dort, so lange es geht.

Zeitblom unterstrich die Bemerkung.

Dann gehorchte er ihr, gegen seine Natur. Sie betraten den Ostsaal. Herr Zeller nahm die Brille ab und setzte sie wieder auf. Rausch ging zu den Fenstern und sah

zum Dorf hinaus, als prüfe er, ob sich der Ausblick verändert hatte, seit er ihn von oben besaß. Frau Klemper untersuchte den Ofen. Der Kaplan bekreuzigte sich unauffällig, vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht aus Sorge wegen des Staubs. Alex begann zu zählen.

„Eins, zwei, drei, vier – der da ist kaputt.“

„Das ist Louis-Philippe“, sagte Adornfeld.

Alex betrachtete den Sessel.

„Er ist trotzdem kaputt.“

Hermann lachte. Das erschreckte alle, Hermann eingeschlossen. Das Geräusch traf die verhüllten Luster, stieg auf und verschwand im Leinen. Danach sah Rausch sie unmittelbarer an.

„Sie würden hier Versammlungen zulassen?“, fragte er.

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Aber Sie könnten.“

„Ich könnte.“

„Für Arbeiter ebenso wie für Vorträge?“

Herr Zeller hustete. Frau Klemper untersuchte den Ofen mit gesteigerter Andacht. Der Kaplan blickte auf den Boden. Hermann wandte sich Rausch zu.

„Was würden Arbeiter in diesem Raum tun, das Aristokraten nicht längst getan haben?“

„Von Gerechtigkeit sprechen.“

„Das beruhigt mich nicht. Aristokraten haben ununterbrochen von Gerechtigkeit gesprochen.“

Rausch wurde rot. In Adornfelds Augen flackerte Interesse.

Hermann fuhr fort: „Die Frage lautet nicht, ob von Gerechtigkeit gesprochen wird. Sie lautet, ob jemand antworten darf.“ Alle blieben stehen, wo sie standen.

Rausch, der Widerstand erwartet und sich auf Herablassung vorbereitet hatte, war einen Augenblick lang beider beraubt. Aus der hintersten Ecke rief Alex: „Siebenundzwanzig!“

„Was?“, fragte Frau Klemper.

„Sessel“, sagte Alex. „Wenn wir den zerbrochenen König mitzählen.“ „Den was?“

Er zeigte auf einen großen geschnitzten Sessel unter einem Staubtuch. Seine Lehne ragte höher als die der anderen. Eine Armlehne war gesprungen.

„Den zerbrochenen König“, wiederholte Alex.

Dollberg würde die Wendung später für sich beanspruchen. Adornfeld würde bestreiten, dass Dollberg anwesend gewesen war. Hermann ging zu dem Sessel und zog das Tuch herunter. Staub stieg auf. Der Sessel hatte Lord Alistair gehört.

Niemand sagte es. Es war nicht nötig. Unter dem Wappen waren seine Initialen eingeschnitzt. Alex berührte die gesprungene Armlehne.

„Kann man ihn herrichten?“

„Ja“, sagte Hermann.

Adornfeld sagte: „Vielleicht.“

Frau Klemper sagte: „Mit Geld.“

Rausch sagte nichts. Der Kaplan sagte: „In der Gnade kann alles wiederhergestellt werden.“

AFWs Anmerkung:

Hermann blickte von Alistairs gesprungener Armlehne zu dem grünen Sessel, dem Julia entwachsen war. Auf beiden lag Staub. Alex' Finger ruhte auf dem älteren Holz. Hermann traf die Entscheidung, bevor sie daraus einen Grundsatz machen konnte.

„Sie können den Saal haben“, sagte Hermann.

Schweigen folgte. Sie wiederholte es.

„Sie können den Saal haben.“

Herr Zeller holte scharf Luft. Frau Klemper misstraute dem Glück augenblicklich. Rausch öffnete den Mund, schloss ihn wieder und öffnete ihn ein zweites Mal, nun disziplinierter. Der Kaplan neigte den Kopf. Alex strich weiter über den Sessel.

„Für Vorträge“, sagte Adornfeld und schrieb bereits. „Musik. Kinderstunden im Winter. Öffentliche Versammlungen nach Anmeldung. Rauchverbot. Keine Fackeln. Keine Gewehre. Keine Fahnen, die ohne Genehmigung an den Wänden befestigt werden.“

Rausch protestierte. „Keine Fahnen?“

„Fahnen dürfen nach vorheriger Vereinbarung an Wände gelehnt werden“, besserte Adornfeld aus.

Frau Klemper nickte. Das erschien ihr vernünftig. Hermann sah zu, wie Adornfeld die Bedingungen niederschrieb, die ihre Entscheidung domestizieren würden.

„Sie sind zufrieden“, sagte sie zu ihm.

„Ich bin erleichtert.“

„Das schmeichelt mir weniger.“

„Es ist genauer.“

Alex sah auf.

„Wird Julia kommen?“

Die Frage trat sauberer in den Saal als die Morgenluft. Hermann antwortete nicht rasch genug. Frau Klemper zog den Buben an der Schulter zurück.

„Alex.“

Hermann hob jedoch eine Hand.

„Nein. Es ist eine berechtigte Frage.“

Sie sah zu den Fenstern, die nun nach Schattendorf offen standen, und dann zu dem kleinen grünen Sessel.

„Ich weiß es nicht“, sagte sie.

Alex nahm die Antwort hin.

„Wenn sie kommt“, sagte er, „kann sie dort sitzen.“

Er zeigte auf den grünen Sessel.

„Nein“, sagte Hermann.

Mehrere Menschen wurden steif. Dann fügte sie hinzu: „Der Sessel ist zu klein.“ Alex runzelte nachdenklich die Stirn.

„Dann brauchen wir einen anderen.“

„Ja“, sagte Hermann.

„Wir sollten noch einmal zählen.“

„Ja.“

Also zählte Alex ein zweites Mal. Er öffnete das Herrenhaus nicht; er zählte, trug, schrieb falsch, fragte und ging.

AFW widersprach.

Nein. Nicht das Haus, das das Dorf einlässt, bezeichnet die wirkliche Öffnung. Das Kind, das fragt, wo Julia sitzen wird, tut es. Diesmal bleibt die Berichtigung stehen. An diesem Abend schrieb Hermann an Julia. Sie begann dreimal. Der erste Brief war würdevoll und deshalb falsch. Der zweite entschuldigte sich zu sehr und bat damit um Vergebung, ehe er überhaupt etwas eingestanden hatte. Der dritte war kurz.

Julia, heute ist der Otsaal geöffnet worden. Er wird für Vorträge, Musik, Versammlungen und für Kinder benützt werden, wenn das Wetter umschlägt. Ein Bub namens Alex hat die Sessel gezählt. Er fragte, wo du sitzen würdest. Ich wusste es nicht. Komm und sag es mir.

H.

Sie versiegelte den Brief, bevor sie ihn verbessern konnte. Dann saß sie in der Bibliothek, bis die Lampen angezündet wurden.

Das Haus machte seine üblichen Abendgeräusche: Balken setzten sich, eine Bedienstete ging, Wind zog durch einen Rauchfang, der noch nicht ausgebessert war. Doch die Geräusche hatten sich verändert. Oder vielmehr Hermann. Ein versperrter Raum war geöffnet worden. Eine Frage war unvollkommen beantwortet worden. Irgendwo im Ostflügel bewegte sich Staub in der Nachtluft

und setzte sich wieder auf Gegenstände, die nicht mehr völlig verlassen waren. Um zehn trat Adornfeld ein.

„Der Brief ist fort.“

„Danke.“

„Das Komitee kommt am Freitag wieder.“

„So bald?“

„Die Geschichte wartet selten darauf, dass Räume ordentlich gelüftet sind.“ Sie sah ihn an.

„Das war beinahe witzig.“

„Ich entschuldige mich.“

Er legte einen kleinen Gegenstand auf den Schreibtisch. Den Schlüssel zum Ostflügel. Hermann sah ihn an.

„Sie haben ihn behalten?“, fragte sie.

„Sie haben ihn mir gegeben.“

„Ich erinnere mich nicht daran.“

„Nein.“

Er wandte sich zum Gehen.

„Adornfeld.“

Er blieb stehen.

„Habe ich das Richtige getan?“

„Das lässt sich noch nicht wissen.“

„Ich habe gefragt, ob ich das Richtige getan habe.“

„Nein“, sagte er. „Sie haben gefragt, ob die Folgen Sie freisprechen werden.“ Sie lehnte sich zurück.

„Werden sie?“

„Folgen sprechen niemanden frei. Sie kommen lediglich an.“

Nachdem er gegangen war, nahm Hermann den Schlüssel und legte ihn neben Julius Brief. Lange bewegte sie sich nicht. Dann kam von irgendwo unten – vielleicht aus dem Ostsaal, vielleicht aus dem Küchenhof, vielleicht aus jenem Teil des Geistes, der in seiner Einsamkeit Häuser nachahmt – ein Geräusch wie von einer leisen Trommel.

Einmal.

Dann noch einmal. Die beiden Schläge waren noch kein Triller. Sie waren nur ein Raum, der den Wechsel übte, ehe jemand das Recht erworben hatte, ihn Musik zu nennen. Hermann stand auf. Der Spiegel über dem Kamin gab ihr ein Gesicht zurück, zur Hälfte von der Lampe erhellt, zur Hälfte im Dunkel gehalten.

„Noch nicht“, sagte sie wieder.

Diesmal klangen die Worte jedoch nicht wie Weigerung. Sie klangen wie ein Versprechen von jemandem, der fürchtete, belauscht zu werden.

AFW

Serenus.

UH

Ja?

Lass das Kind für eine Nacht bei den Sesseln.

UH

Gut. Für eine Nacht.

Der Rosengrund

Hermann ging ins Atelier, nachdem Adornfeld den Schlüssel zurückgebracht hatte und bevor das Haus entschieden hatte, ob die Stunde noch dem Abend oder schon der Nacht gehörte.

Der Raum empfing sie nicht wie der Ostsaal. Der Ostsaal hatte sich widerwillig geöffnet und war danach ordinär geworden vor lauter Anforderungen: Fenster, Kohle, Sessel, Regeln, andere Menschen. Das Atelier empfing sie zu leicht. Jeder Gegenstand darin hatte ihre Hand bereits gelernt.

Die große Leinwand stand auf zwei Eichenklötzen an der Nordwand. Sie war höher als Hermann und beinahe so breit wie das Fenster. Ein Leintuch bedeckte sie, doch es war so oft angehoben worden, dass der obere Rand fünf verschiedene Falten trug, von denen keine mit den anderen übereinstimmte. Die unterste Ecke war mit Krapplack befleckt. Blattgold haftete an einer Stelle, die nie vergoldet werden sollte. Nahe dem Saum blieb ein blauer Fingerabdruck.

Hermann schloss die Tür.

Früher hatte die Handlung Privatheit bedeutet. An diesem Abend bedeutete sie, dass niemand sonst antworten konnte.

Sie zog das Tuch fort.

Das Bild hatte während seiner Entstehung mehrere Namen angenommen. Adornfeld nannte es die große Abrechnung. Julia hatte es in dem einzigen Brief, in dem sie es erwähnte, das Wetter genannt, das du gehorsam gemacht hast. Zeitblom würde später darauf bestehen, der Titel habe immer Symphonie auf Leinwand gelautet. Chronologisch war das falsch; dem Begehren nach war es genau. Hermann hatte die Worte erst drei Wochen vor Schattendorf auf den Keilrahmen geschrieben und mit Papierband überklebt, als ihr der Titel peinlich wurde. Der Bleistift wartete darunter.

Die Fläche begann in Rosa.

Nicht rosa im harmlosen Sinn. Hermann misstraute dem Wort, weil es die Farbe unschuldig machte. Der Grund war Krapplack mit Umbra, eine Wärme unter den späteren Schichten, sodass Schwarz niemals ganz schwarz wurde und Gold sich niemals völlig vom Fleisch löste. Klimt hatte Wien gelehrt, dass eine Oberfläche sich an den Körper erinnern konnte, selbst wenn das Ornament ihn zu ersetzen versuchte. Hermann hatte die Lehre übernommen und hoffnungsvoller gemacht, als sie es verdiente.

Über das obere Feld lief Marcs Blau, nicht von einem bestimmten Pferd oder Berg kopiert, sondern aus der Autorität erinnert, mit der er einst Blau dorthin gesetzt hatte, wo die sichtbare Welt keines verlangt hatte. Das Blau beschrieb keinen Himmel. Es beanspruchte eine andere Art zu sehen.

Von rechts trat Gold ein.

Blau und Gold berührten sich beinahe über einer Mittelfigur, deren Gesicht Hermann zweimal abgeschabt hatte. Zuerst war sie ein junger Mann im Militärrock gewesen. Dann eine Frau mit Palette. Dann überhaupt kein Körper mehr, nur Hände über einem Schachbrett, einem Meldezettel, einem Kindersessel und einer schmalen Karte Österreichs nach Saint-Germain. Jede Berichtigung entfernte eine Lüge und ließ die Autorität der Anordnenden unberührt.

Hermann zündete die zweite Lampe an.

Die Fläche wurde warm. Das Rosa stieg durch alles hindurch.

Am unteren Rand zog eine Prozession von links nach rechts. Arbeiter, Veteranen, Mütter, Kinder, Priester, Lehrer, Männer mit eingerollten Fahnen, Frauen mit Körben, eine Gestalt mit Trommel, eine mit Geigenkasten, eine mit einem Bündel Akten. Es waren keine Porträts. Beim Malen hatte Hermann das für eine Verteidigung gehalten. Niemand konnte ihr vorwerfen, einen bestimmten Menschen zu benutzen, wenn jedes Gesicht zusammengesetzt war.

Nun sah sie die größere Gefahr. Ein zusammengesetztes Gesicht kann nicht widersprechen.

Die Prozession näherte sich einer Tür aus zwei benachbarten Farben. Blau auf der einen Seite. Gold auf der anderen. Dazwischen hatte Hermann einen so schmalen Streifen unbemalter Leinwand gelassen, dass die Farben aus der Entfernung zu vibrieren schienen. Sie hatte die Wirkung Triller genannt, ehe sie begriff, wozu sie ihn zwingen wollte.

Zwei Töne, nah genug, einander zu berühren, rasch genug wechselnd, um ein Ereignis hervorbringen, das keiner allein erzeugen konnte.

Ein vollkommener Triller.

Sie hatte geglaubt, Vollkommenheit bedeute, dass der Wechsel nahtlos werde, ohne zum Unisono zu gerinnen; dass das Auge Blau und Gold, Deutschland und Österreich, Bruch und Oberfläche, männliche Amtsgrammatik und weibliches Leben, Elternteil und Tochter, Haus und Dorf, Recht und Verletzung, Vergangenheit und Republik zugleich halten könne: jedes verschieden und doch durch die genaue Beziehung vom Konflikt erlöst. Fände sie nur das richtige Intervall, müsste kein Glied das andere verschlingen. Die Malerin würde sie nicht durch Vermischung versöhnen. Sie würde sie durch Zeitmaß versöhnen.

Es war eine klügere Form des Befehls.

Hermann wusste das noch nicht.

Sie trat näher und berührte den unbemalten Streifen mit dem Fingerrücken. Das Leinen war rau. Zu beiden Seiten war die Farbe so sorgfältig abgeschlossen, dass die Rauheit absichtlich wirkte. Das Auge las Wunde als Gestaltung.

Hinter ihr klang die Diele bei der Tür.

Sie drehte sich nicht um.

„Du hast den Saal geöffnet“, sagte Marc.

Seine Stimme kam von der falschen Seite des Raumes. Die Reproduktion des blauen Pferdes hing über dem Waschtisch, doch die Stimme kam neben der Leinwand her. Als Hermann hinsah, stand er mit einer Schulter im Nordlicht und mit der anderen dort, wo kein Körper hätte stehen können, ohne die Staffelei zu verdecken. An seinem feldgrauen Rock war kein Schlamm. Das Fehlen des Schlamms machte ihn toter, als eine Wunde es vermocht hätte.

„Ich habe eine Tür geöffnet“, sagte Hermann.

„Räume sind beleidigt von bescheidenen Beschreibungen.“

„Du klingst wie Adornfeld.“

„Nein. Adornfeld will, dass die Beschreibung einen Beamten überlebt.“

Marc betrachtete das Bild. Sein Blick ging zuerst zur Prozession, dann zur Karte, dann zum Blau. Er lobte das Blau nicht.

„Du hast mich verbessert“, sagte er.

„Ich habe dich nicht gemalt.“

„So kann man einen toten Maler ebenfalls verbessern.“

Hermann trat zwischen ihn und die Leinwand. Die Geste war lächerlich. Ein Gespenst brauchte keinen besseren Blickwinkel.

„Was stimmt daran nicht?“

Marc lächelte ohne Freude.

„Du fragst, als hätte das Bild nach einem Kritiker geschickt.“

„Hat es nach dir geschickt?“

„Nein. Du.“

„Ich nicht.“

„Du hast den Saal geöffnet.“

„Das ist nicht dasselbe wie die Toten rufen.“

„In diesem Haus war es selten etwas anderes.“

Von der gegenüberliegenden Wand kam ein kleines Geräusch: Metall an Glas, dann Stille. Die Untertasse mit dem Blattgold hatte sich auf dem Arbeitstisch verschoben. Als Hermann wieder hinsah, saß Klimt auf dem niedrigen Hocker und prüfte eine Manschette, als hätte der Raum den Stoff beleidigt.

„Du hältst das Gold zu gehorsam“, sagte er.

Marc lachte.

„Siehst du? Keinen der beiden Leichname kann sie zufriedenstellen.“

Klimt ignorierte ihn. Er stand auf und trat so nahe an das Bild, dass sein Atem den Firnis hätte trüben müssen. Er tat es nicht.

„Das Gold muss beichten“, sagte er. „Jedes Mal, wenn es schön wird, bestrafst du es mit Schmutz.“

„Schönheit ist oft genug ohne Strafe davongekommen.“

„Dann bestrafe die Hand, die sie gebraucht. Nicht die Fläche dafür, dass sie glänzt.“

Marc trat auf die andere Seite.

„Und das Blau?“, fragte Hermann.

„Es hat den moralischen Vorteil bekommen“, sagte Klimt.

Marcs Gesicht veränderte sich.

„Nein.“

„Doch. Blau bricht. Gold schließt ein. Blau ist Zukunft. Gold ist Reich. Blau kommt barfuß. Gold schickt einen Diener, der es ankündigt.“

„Du kündigst dich ganz gut selbst an.“

„Ich bin tot. Da muss man Nachsicht üben.“

Hermann sah von einem zum anderen. Sie hatte ihren Gegensatz gemalt, ehe eines der Gespenster den Raum betreten hatte. Das hätte sie freuen sollen. Stattdessen wirkte die Leinwand vorbereitet – so, wie Julius Zimmer gewirkt hätte, wenn Hermann dem ersten Impuls gefolgt und jeder Gegenstand für die Tochter bereitgestellt worden wäre, an die sie sich erinnerte.

„Die Farben bleiben verschieden“, sagte Hermann.

„Farben haben keine Mühe, verschieden zu bleiben“, erwiderte Marc.

„Menschen schon.“

„Die Fläche lässt sie einander begegnen“, sagte Klimt.

„Die Fläche entscheidet, wie.“

„Natürlich. Eine Fläche ohne Entscheidung ist Wetter.“

„Und eine Fläche, auf der eine Hand jede Entscheidung getroffen hat, ist Herrschaft.“

Klimt wandte sich Marc zu.

„Du widersprichst der Herrschaft nur, wenn der Herrscher vergoldet.“

Marcs Blau vertiefte sich im Bild, oder die Lampe flackerte. Hermann konnte es nicht unterscheiden. Sie ging zum Fenster und richtete den Docht, statt Partei zu wählen.

Auf dem Arbeitstisch lag Julius Brief. Hermann hatte ihn mitgebracht, ohne es zu merken, und neben das Blattgold gelegt. Der weiß geriebene Falz lief über den

Rand der Untertasse. Ein Goldflitter haftete an der Zeile: Gibt es darin Raum für mich?

Hermann löste ihn mit der Messerspitze.

Das Papier bekam einen blassen Bluterguss.

Klimt sah zu.

„Du hast den Satz vor der Schönheit gerettet“, sagte er.

„Nein.“

„Nein?“

„Ich habe den Brief beschädigt, um meine Deutung von ihm zu bewahren.“

Marc trat näher. „Besser.“ „Lob das nicht.“ „Ich habe die Berichtigung gelobt.“

„Auch die Berichtigung gehört mir.“ „Dann lass die Quetschung sichtbar.“

Hermann legte den Brief mit der Schrift nach unten. Die Leinwand dahinter war zu groß, um sie umzudrehen.

Der unbemalte Streifen begann beim blau-goldenen Intervall und lief durch Karte, Schachbrett, Hände und Prozession nach unten. Hermann hatte ihn als Ort gedacht, an dem Gegensätze unvermengt blieben. Jetzt sah sie, dass jede Gestalt darauf zuing, als sei der Streifen ein Altar, ein Grenzübergang oder eine Wunde, deren Bedeutung bereits feststand.

„Was tun sie hinter der Tür?“, fragte Marc.

„Dort endet das Bild.“

„Sie haben nicht geantwortet.“

„Es ist der Rand.“

Klimt berührte die Luft über dem unbemalten Streifen. „Nein. Der Rahmen ist der Rand. Das hier ist ein Befehl, der sich als Öffnung verkleidet.“ Hermann spürte die erste Bewegung des Zorns und darunter die gefährlichere: Erkenntnis auf der Suche nach einem schönen Satz.

Sie verweigerte den Satz.

Stattdessen nahm sie das Palettenmesser und schabte unterhalb der Prozession eine kleine Stelle des Rosengrunds ab. Das Messer legte Leinen frei. Der Schuh einer gemalten Frau verlor die Spitze. Eine Kinderhand hatte nur noch drei Finger. Der Streifen verbreiterte sich um weniger als einen Zoll.

Marc schwieg.

Klimt hielt sie nicht auf.

Hermann schabte ein zweites Mal. Das Rosa löste sich in gekrümmten Häuten. Unter der oberen Schicht lag ein früheres Blau, darunter eine braune Zeichnungslinie, darunter der raue helle Grund. Das Bild trug alle verworfenen Entscheidungen in sich. Zerstörung stellte keine Unschuld her. Sie stellte Herkunft her.

Sie hörte auf, ehe der Schnitt zu einer Geste wurde, die groß genug war, um bewundert zu werden.

„Wie heißt es?“, fragte Marc.

Hermann sah auf das Papierband am Keilrahmen. Darunter wartete der Titel in ihrer eigenen Hand.

„Noch nichts.“

„Das stimmt nicht“, sagte Klimt.

„Nein.“

Sie löste das Band.

SYMPHONIE AUF LEINWAND kam in Bleistift zum Vorschein, das erste S dunkel, weil sie mit Zuversicht begonnen hatte, das letzte blass, weil ihr der Name bereits peinlich geworden war.

Marc las.

„Eine Symphonie hat Zeit“, sagte er. „Das hier hat Gehorsam.“

Klimt las ebenfalls.

„Eine Leinwand hat Oberfläche“, sagte er. „Du lässt sie dafür um Entschuldigung bitten.“ Hermann drückte das Band wieder fest, doch am gelösten Rand haftete es nicht mehr.

Von unten kamen zwei leise Schläge.

Einmal.

Dann noch einmal.

Sie kamen nicht vom Klavier. Es konnten ein Rohr, ein Kübel, ein Kind an der Saaltür oder Frau Klemper mit einer Tasse gewesen sein. Der Raum ordnete sie keinem Ursprung zu.

Hermann lauschte, bis das Intervall zwischen ihnen wichtiger wurde als jeder einzelne Klang.

„Der Triller“, sagte sie.

„Noch nicht“, antwortete Marc.

Klimt sah zur geschlossenen Tür.

„Gut“, sagte er. „Vollkommenheit ist vor dem Abendessen unerträglich.“

Als Hermann wieder hinsah, waren beide Männer fort. Auf dem Hocker lag ein Goldfaden. Das Nordlicht war grau geworden. Julius Brief lag mit der Schrift nach unten neben der Untertasse, gequetscht an der Stelle, wo Hermann das Gold entfernt hatte.

Hermann bedeckte das Bild.

Das Tuch blieb an der frisch abgeschabten Stelle hängen und riss am Saum ein wenig ein.

Sie nähte es nicht.

KAPITEL 2

Der zweite Schlüssel

Adornfeld kam am nächsten Morgen mit einem Inventar. Zunächst nannte er es nicht so. Er nannte es „eine vorläufige Aufstellung der praktischen Bedingungen“, was Adornfelds Art war, davor zu warnen, dass die Barmherzigkeit nun Kosten verursachte.

Hermann fand ihn kurz nach neun im Ostsaal, unter den verhüllten Lustern, ein Notizbuch in der einen und einen Bleistift in der anderen Hand. Trotz der Kälte standen die Fenster offen. Eine Bedienstete hatte die Mitte des Bodens gekehrt und graue Staubränder an den Sesselleisten zurückgelassen, als wäre die Zeit selbst an den Rand geschoben, aber nicht entfernt worden.

Der grüne Sessel stand noch dort, wo Alex ihn gelassen hatte. Lord Alistairs gesprungener Sessel stand unverhüllt in der Ecke. Dazwischen warteten sechsundzwanzig weitere Sessel in unterschiedlichen Zuständen von Würde, Verletzung und Vortäuschung.

„Sie haben ohne mich begonnen“, sagte Hermann.

„Ich habe begonnen, weil Schimmel die Rangordnung eines Haushalts nicht beachtet.“ Adornfeld blickte nicht auf. Mit einem Stück Spagat maß er den Abstand zwischen dem Ofen und dem nächsten Fenster.

„Auf diesen Satz haben Sie seit Jahren gewartet.“

„Nein. Jahre hätten ihn verbessert.“

Er machte eine Notiz. Hermann ging langsam durch den Raum. Gestern hatte das Öffnen der Fenster wie eine Entscheidung gewirkt. Heute sah es nach Instandhaltung aus. Die Vorhänge mussten abgenommen werden. Die gesprungene Scheibe ausgebessert. Der Boden zweimal gewaschen, vielleicht dreimal. Ein Raum, sobald man ihn ins Leben aufgenommen hatte, wurde ordinär vor lauter Anforderungen.

„Was haben Sie herausgefunden?“ „Dass Großzügigkeit zieht.“

„Adornfeld.“

Er drehte ihr das Notizbuch zu.

„Südliche Ecke: feucht. Dach darüber: erträglich, aber nicht vertrauenswürdig. Ofen: nach Besichtigung verwendbar. Fenster: drei gesprungen, eines gefährlich. Boden: tragfähig. Klavier: sentimentale Ruine. Sessel: achtundzwanzig, wenn wir Lord Alistairs mitzählen, siebenundzwanzig, wenn wir Geschmack mitzählen.“

„Und Julius?“

Er warf dem grünen Sessel einen Blick zu.

„Das ist kein öffentlicher Sessel.“

„Nein.“

„Und nützlich ist er auch nicht.“

„Nein.“

Er wartete. Hermann betrachtete den Sessel länger, als sie wollte.

„Lassen Sie ihn.“

„Ich hatte nicht vor, ihn zu entfernen.“

„Das klingt beinahe freundlich.“

„Es ist praktisch. Alex hat ihn gezählt. Wenn man ihn entfernt, ändert sich die Zahl.“ Gegen ihren Willen lächelte sie. Adornfeld schrieb weiter. Vor dem Frühstück waren drei Mitteilungen des Komitees eingetroffen.

Herr Zellers Schreiben war in sorgfältiger Lehrerhand verfasst und dankte Hermann für „die edle und staatsbürgerlich gesinnte, vorläufig den Bildungsinteressen des Dorfes eingeräumte Bewilligung“. Frau Klempers Schreiben war kürzer und nützlicher: Sie führte Kohle, Bürsten, Seife, Lampenöl, zwei Kübel und zwölf Decken an. Rausch dankte überhaupt nicht. Er fragte, ob bei politischen Versammlungen das Thema vorab geprüft werden müsse oder nur der Termin.

Der Kaplan ließ durch die Haushälterin ausrichten, Pater Benedikt wolle wissen, ob der Saal auch für Andachten benützt werden dürfe.

„Was bedeutet Benutzung für Andachten?“, fragte Hermann.

Adornfeld, der die Briefe zu Stapeln ordnete, antwortete, ohne aufzublicken.

„Es bedeutet, die Kirche hat bemerkt, dass die Sozialdemokraten durch die Osttür eintreten.“

„Ihr Zynismus ist zu schnell.“

„Meine Erfahrung ist schneller.“

Er legte die Mitteilung des Kaplans auf die anderen.

„Werden Sie es gestatten?“

„Ich habe noch nicht entschieden.“

„Das bedeutet ja, sofern niemand Sie zwingt, es laut auszusprechen.“

Hermann saß am Tisch im kleineren Frühstückszimmer, wo das Morgenlicht ungleichmäßig durch einen Spitzenvorhang fiel und aus Blumen auf dem Tuch ein Gefängnis machte. Sie hatte schlecht geschlafen. Der Traum, falls es einer gewesen war, hatte kein Bild zurückgelassen, nur einen Rhythmus: einmal, zweimal, dann Stille. Sie griff nach Zellers Brief.

„Bildungsinteressen“, las sie.

„Eine Wendung, die sowohl Monarchie als auch Republik überleben soll.“

„Und Rausch?“ „Rausch wird jede Grenze prüfen, bis er jene findet, die wir

gemeint haben.“ „Und der Priester?“ „Der Priester wird segnen, was sich nicht verhindern lässt.“ Hermann senkte den Brief.

„Sie mögen keinen von ihnen.“

„Nein. Ich verstehe ihre Hauptwörter.“

„Das ist schlimmer.“

„Es ist sicherer.“

Er legte ein leeres Blatt vor sie hin.

„Was ist das?“

„Die Benutzungsbedingungen.“

„Ich dachte, Sie hätten sie bereits geschrieben.“ „Ich habe Voraussetzungen geschrieben. Bedingungen brauchen Ihre Unterschrift.“ Das Wort lag zwischen ihnen.

Unterschrift.

Hermann sah auf die leere Zeile nahe dem unteren Rand. Die gedruckte Überschrift, die Adornfeld vorbereitet hatte, lautete: Bewilligung durch Hermann von Kunstdorf, Eigentümer der Villa Dolorosa, zur beschränkten gemeinschaftlichen Benutzung des Ostsaals. Der Name stimmte. Der Körper darunter war weniger kooperativ.

„Muss dort Eigentümer stehen?“

„Es ist rechtlich richtig.“

„Es klingt nach Vieh.“

„Besitz tut das häufig.“

Sie berührte das Papier, nahm die Feder jedoch nicht auf.

„Könnte dort Verwahrer stehen?“

„Nein.“

„Sachwalter?“

„Nein.“

„Gastgeber?“

„Nicht, wenn das Dokument einen Rechtsanwalt überleben soll.“

„Das soll es nicht.“

„Das Dokument möchte vielleicht Sie überleben.“

Adornfelds Gesicht veränderte sich nach diesem Satz nicht. Darin lagen seine Grausamkeit und seine Gnade: Er konnte vom Tod sprechen, ohne die Stimme zu senken.

Adornfeld öffnete das Tintenfass und drehte es um einen Viertelzoll, sodass die Scharte im Glas zu ihm und nicht zu ihr zeigte. Die Feder lag über dem Löschpapier, die Spitze bereits dunkel; natürlich hatte er sie an der Ecke eines weggeworfenen Kuverts geprüft und dort drei gehorsame Striche hinterlassen.

Hermann nahm die Feder am hölzernen Schaft. Eine Rippe im alten Lack blieb an ihrem Daumen hängen; als sie die Feder hob, blieb ein Splitterchen auf ihrer Haut. Der erste Buchstabe trat mühelos auf die Seite: H, senkrechter Strich, Querbalken, die alte eingeübte Erlaubnis eines Namens, der in Hauptbüchern erzogen worden war.

In der Mitte von Kunstdorf verfang sich die Spitze in einer hochstehenden Faser. Die Tinte sammelte sich dort, nicht genug für einen Klecks, genug, um das o schwerer als die anderen Buchstaben zu machen. Sie hielt das Handgelenk über dem Papier, während der Tropfen überlegte, ob er ein Unfall werden sollte.

Adornfeld sprach erst, als der Tropfen flach geworden war. „Bleibt die Zeile leer, bleibt der Saal rechtlich versperrt, während er im Gefühl offensteht. Diese Anordnung wird jedem gefallen, der Sie ausnützen will.“ Sie vollendete den Namen, weil das Papier ein Ende verlangte, bevor jemand es bestreiten konnte. Das letzte f zog ein kleines Tintenschwänzchen in den Rand, wo die gedruckte Einfassung es aufhielt. Das Blatt roch nach Gummi, Eisen und dem Staub, der aufsteigt, wenn eine Lade nach Jahren des Gehorsams geöffnet wird.

Adornfeld nahm den Sandstreuer und klopfte zweimal darauf. Feine Körner fielen über die Unterschrift, blieben an den nassen Stellen hängen und nahmen dem Schwarz seinen Glanz. Ein Korn klebte am o in von. Ein anderes setzte sich am Fuß des f fest. Er wartete, hob dann das Papier an und ließ den unbenutzten Sand in die Schale zurückgleiten.

Die Zeile sah weder wahr noch falsch aus. Sie sah eingetragen aus: Tinte, Sand, Druck, Datum, Zeuge und eine Hand, die rechenschaftspflichtig geworden war, weil sie die Seite berührt hatte.

„Ich brauche noch etwas“, sagte er.

„Natürlich.“

„Einen zweiten Schlüssel.“

„Nein.“

Er schloss den Sandstreuer.

„Dann hat sich nichts verändert.“

„Der Saal kann geöffnet werden, wenn er gebraucht wird.“

„Von wem?“ „Vom Haushalt.“

„Dann bleibt er Ihrer.“

„Er ist meiner.“

„Ja. Genau das ist die Schwierigkeit.“

Die Luft zwischen ihnen wurde enger. Hermann stand auf und ging zum Fenster. Jenseits der Scheibe war die Dorfstraße noch nass vom gestrigen Regen. Zwei Kinder gingen vorbei und trugen zwischen sich einen Korb. Das eine rutschte aus;

das andere lachte erst, nachdem das erste gelacht hatte. Dann lachten beide, und der Korb geriet gefährlich ins Schwingen. Ein zweiter Schlüssel. Es klang nach wenig. Auf diese Weise verteidigen sich alte Ordnungen: Sie lassen das Entscheidende praktisch aussehen.

„Wer würde ihn behalten?“, fragte sie.

„Frau Klemper.“

„Nicht Rausch?“

„Wenn Rausch ihn hat, wird die Hälfte des Dorfes den Saal ein Parteilokal nennen. Wenn der Kaplan ihn hat, wird die andere Hälfte ihn Kapelle nennen. Wenn Zeller ihn hat, wird er ihn in einem Buch verlegen. Frau Klemper wird wissen, wo er ist, und niemand wird wagen, ihr Romantik vorzuwerfen.“

Hermann drehte sich um.

„Sie haben das durchdacht.“

„Ich denke vieles durch, während andere Schicksal erleben.“

Beinahe lachte sie.

„Lassen Sie den Schlüssel machen.“

„Nein.“

„Nein?“

„Sie werden ihn machen lassen.“

„Das ist theatralisch.“

„Das ist Folge.“

Der zweite Schlüssel war, obwohl Hermann gern so getan hätte, nicht der erste Versuch, das Haus mehr als nur dem Blut gegenüber verantwortlich zu machen. Jahre bevor der Krieg jedem Zimmer beigebracht hatte, Abwesenheiten zu zählen, hatte Franz Marc im Otsaal gestanden, während der Regen auf seinen Ärmeln trocknete, und gesagt: „Dieser Ort sollte keine Ahnen lagern. Er sollte Anfänge lagern.“ Er hatte eine Künstlerkolonie gemeint: Maler in den Schlafzimmern, Komponisten im Wintersalon, Vorträge unter den Lustern, Studenten, die unter guten Decken schlecht schliefen, morgens Streit über Farbe und nachts Streit über Brot. Klimt hatte später aus Wien eine Notiz geschickt, mit einem goldenen Rand, der für den Satz darin zu schön war: Ein Haus, das Farbe fürchtet, fürchtet Berührung.

Hermann hatte die Notiz behalten. Lord Alistair hatte sie gefunden.

„Eine Kolonie“, hatte er gesagt und das Wort wie Schimmel klingen lassen.

„Du würdest aus Erbe Unterkunft machen.“

„Gebrauch“, hatte Hermann geantwortet.

Alistair hatte Marc angesehen, nicht weil Marc gesprochen hatte, sondern weil aristokratische Männer Ungehorsam häufig beim nächstgelegenen Gast verorten.

„Künstler bewahren Häuser nicht. Sie verbrauchen sie.“ Marc hatte gelächelt, nicht freundlich. „Nein. Sie legen offen, was das Haus längst gefressen hat.“ Hermann erinnerte sich deutlicher an das Schweigen danach als an den Streit. Er hatte Marc nicht genug verteidigt. Sie hatte auch das Haus nicht genug verteidigt. Zwischen diesen beiden Versäumnissen war die Kolonie eine Skizze geblieben: ein blaues Pferd an Marcs Rand, ein kleiner Schmetterling darunter und eine Bleistiftlinie Hermanns, die innehielt, ehe sie eine Tür wurde.

Nun, Jahre später, kehrte die Kolonie kleiner und gefährlicher zurück: keine Maler aus München und Wien, keine Manifeste unter Lustern, kein Gold Klimts und keine Tiere Marcs, sondern Frau Klemper mit einem Schlüssel, Alex mit Arithmetik, Rausch mit einer Frage und ein Ofen, der sich nicht selbst anzündete. Alistair hätte diese Fassung noch mehr gehasst. Das war beinahe eine Empfehlung. Der Schlosser war zugleich der Schmied, und der Schmied war nach Frau Klempers Worten „ein Mann, der nur die Hälfte von dem hört, was gesagt wird, und alles, was nicht für ihn bestimmt ist“.

Seine Werkstatt lag hinter der Kirchengasse, wo die Straße schmaler wurde und die Häuser sich näher zueinander neigten, als tauschten sie über Hermanns Kopf hinweg örtliche Tatsachen aus. Die Esse brannte bereits, als Hermann mit Adornfeld kam. Draußen war ein Pferd angebunden, ein Hinterhuf angehoben; in der morgendlichen Kälte dampfte es schwach.

Der Schmied, Herr Pál, sah zuerst Adornfeld an, dann Hermann, dann den großen Eisenschlüssel in Hermanns behandschuhter Hand. Er wischte die Handflächen an seiner Schürze ab.

„Morgen, Herr -“

Er brach ab. Die Schmiede füllte die Pause. Hammer. Atem. Feuer. Hermann kannte solche Pausen inzwischen. Manche waren böseartig. Manche verängstigt. Manche bloß grammatisch und gerade deshalb schwerer zu verzeihen.

„Frau von Kunstdorf“, sagte Adornfeld.

Pál blinzelte einmal. Dann nickte er.

„Gnädige Frau.“

Die Form war unvollkommen, aber brauchbar. Hermann legte den Schlüssel auf die Werkbank.

„Ich brauche eine Kopie.“

„Für das Herrenhaus?“

„Für den Ostsaal.“

Der Schmied hob den Schlüssel an und drehte ihn in der Hand.

„Großer Schlüssel für einen Saal.“

„Großes Haus für eine Familie“, sagte Hermann.

Pál sah kurz zu ihr und dann wieder zum Schlüssel. Adornfelds Ausdruck warnte vor einem Kommentar.

Der Schmied nahm einen Rohling aus einer Lade. Er war kleiner als das Original und ohne Zierat, ein Stück Eisen, das noch keine Familie gelernt hatte. Er legte den alten Schlüssel daneben und rieb Kreide über die Zähne, bis das Muster als blasse, ungleichmäßige Landkarte erschien.

„Wollen Sie das Wappen?“

„Nein.“ Adornfeld sah Hermann an. Sie fuhr fort: „Kein Wappen. Keine Initialen.“ „Was soll ich einschlagen?“

An diese Frage hatte sie nicht gedacht. Die Esse knackte. Vom Rohling löste sich eine Schuppe geschwärzten Eisens und fiel neben den Schraubstock. Adornfeld sagte: „Ostsaal.“

Hermann schüttelte den Kopf.

„Gemeindesaal.“

Adornfeld hob leicht die Augenbrauen. „Das ist unzutreffend.“

„Noch.“

Pál lächelte, ehe er sich daran hindern konnte, und entfernte das Lächeln, indem er den Rohling in den Schraubstock spannte und die Schraube anzog, bis das Eisen leise klagte.

Er setzte die Stahlpunze auf die warme Fläche. Der Hammer fiel einmal, trieb den Buchstaben G ins Metall und warf einen winzigen Grat silbergrauer Schuppe auf. Er blies ihn nicht weg. Er verschob das Werkzeug zwei Millimeter nach rechts und setzte das e unter seinen Daumen.

Das Öl auf der Werkbank fing den Kohlenrauch ein und gab ihn als bitteren Geruch zurück, als der Hammer wieder fiel. Der zweite Buchstabe geriet schief; Pál berichtigte ihn mit einer Feile, deren Zähne über den frischen Einschnitt raspelten und Späne wie dunklen Zucker auf der Bank zurückließen.

Für das m wechselte er die Punze. Beim e wischte er die Fläche noch einmal mit der Schürze ab und hinterließ am unteren Rand einen schwarzen Schmier. Gemeindesaal erschien nicht als Inschrift, sondern als Arbeit: Schlag, Grat, Feile, Atem, noch ein Schlag.

Er prüfte die neuen Zähne am alten Schlüssel, markierte eine Kerbe mit Kreide, feilte, prüfte, feilte wieder. Das Probeschloss auf der Werkbank verweigerte die erste Drehung, ließ die zweite halb zu und öffnete sich bei der dritten mit einem trockenen Klicken, das draußen das Pferd den Kopf heben ließ.

Hermann hörte nur die Werkstatt: Hammer, Schraubstock, Feile, Schloss, Atem. Nichts in diesem Klang verlangte danach, Musik zu werden. Der Schlüssel wurde gemacht, und das war Last genug für Eisen.

„Sie verstehen“, sagte Adornfeld leise, „dass Wörter auf Schlüsseln bisweilen ernst genommen werden.“ „Darauf zähle ich.“

„Genau das beunruhigt mich.“

„Sie wollten Folgen.“

„Ich wollte einen Schlüssel in einer anderen Hand. Der Rest beginnt, wenn die Menschen das Wort entdecken, das man hineingeschlagen hat.“

Pál prüfte den neuen Schlüssel am alten.

„Wird sie sich drehen?“, fragte Hermann.

„Sie wird sich drehen, wenn das Schloss ehrlich ist.“

„Und wenn nicht?“

„Dann werden Sie etwas über Schlösser lernen.“

Er reichte ihr das Duplikat. Es war noch warm. Einen törichten Augenblick lang wollte Hermann die Hand darum schließen und die Wärme festhalten. Stattdessen legte sie es zwischen sich und Adornfeld auf die Werkbank.

„Der geht an Frau Klemper.“

Adornfeld nickte.

„Heute.“

„Ja.“

„Nicht nach den Reparaturen.“

„Heute.“

Er machte keine Notiz. Manche Entscheidungen brauchten kein Papier. Sie brauchten Zeugen. Draußen schlug die Kirchenglocke elf. Pál sah mit beruflichem Misstrauen zu ihr hinüber, als wären Glocken nichts anderes als Hämmer, die zur Religion gefunden hatten.

AFW schrieb später:

Der Schlüssel ist besser als das Manifest. Behalten Sie den Schlüssel. Frau Klemper nahm ihn an, als übernehme sie die Obhut über ein kleines Königreich, dessen Benehmen sie nicht recht traute.

Wochen später, als die Arbeiter-Zeitung die burgenländischen Wahlergebnisse vom März in ihre Küche brachte, benützte Frau Klemper zuerst den unteren Rand, um Fett aus der Pfanne aufzufangen. Die Zahl 47.702 wurde am Rand dunkel, blieb aber lesbar. Sie wischte den Tisch mit der sauberen Hälfte ab, drehte das Blatt um und erlaubte Hermann erst dann, die Zahlen für den Saal auszuschneiden. Politik, sagte sie, müsse Zwiebeln aushalten, wenn sie Versammlungen aushalten wolle.

Sie wohnte in einem schmalen Haus nahe der Schule, mit drei Geranien im Fenster und einem Stiefelabstreifer, den Generationen des Grolls blank poliert

hatten. Als Hermann und Adornfeld kamen, bat sie sie nicht herein. Sie trat auf die Schwelle und wischte sich die Hände an einem Tuch ab.

„Gibt es ein Problem?“

„Ja“, sagte Adornfeld.

Hermann sah ihn an. Er fuhr fort: „Der Saal braucht jetzt Verwaltung.“ Frau Klemper betrachtete den Schlüssel in Hermanns Handfläche.

„Verwaltung bedeutet meistens Ärger mit besserer Handschrift.“

Adornfeld sah beinahe erfreut aus. Hermann sagte: „Wir möchten, dass Sie ihn verwahren.“

„Warum?“

„Weil der Saal benützt werden soll.“

„Von wem?“

„Vom Dorf.“

„Das ist keine Antwort. Das ist ein Wetterbericht.“

Hermann hatte nicht zum ersten Mal das Gefühl, Frau Klemper und Adornfeld gehörten derselben Art an und hätten das aus politischen Gründen verschwiegen.

„Vorträge“, sagte Hermann. „Musik. Kinderstunden im Winter. Versammlungen nach Vereinbarung.“

„Politische?“

„Ja.“

„Religiöse?“

„Ja.“

„Beides?“

„Wenn sie es schaffen, einander nicht umzubringen, ehe der Ofen repariert ist.“
Frau Klemper sah sie an.

„Witze sind für Räume mit Ausgängen.“

Hermann nahm den Tadel hin.

„Werden Sie ihn verwahren?“

Frau Klemper nahm den Schlüssel, schloss aber die Hand nicht darum.

„Was steht darauf?“

„Gemeindesaal.“

„Das ist verfrüht.“

„Das höre ich öfter.“

„Es ist auch richtig.“

Sie schloss die Faust um den Schlüssel.

Dann, nach einer Pause:

„Weiß Julia davon?“

Hermanns Fassung verschob sich um einen Grad, zu gering für die meisten Menschen. Frau Klemper sah es.

„Ich habe ihr geschrieben.“

„Das habe ich nicht gefragt.“

„Nein.“

„Wird sie kommen?“

„Ich weiß es nicht.“

Frau Klemper nickte einmal. Nicht mitfühlend. Sie war keine Frau, die Menschen ihr Mitgefühl schenkte, wenn sie genug Zimmer besaßen, um ihre Trauer schlecht zu verwalten. Grausam war sie deshalb noch lange nicht.

„Wenn sie kommt“, sagte sie, „setzen Sie sie nicht neben das Porträt.“ „Welches Porträt?“ „Das von dem Mann mit den Handschuhen.“ Hermann sah Adornfeld an. Adornfeld sah die Geranien an.

Frau Klemper fuhr fort: „Niemand sollte den Lebenden unter diesem Gesicht vorgestellt werden.“ Dann trat sie zurück und schloss die Tür. Der Schlüssel hatte Hermanns Hand verlassen. Erst jetzt begriff sie, wie viel vom Haus mit ihm gegangen war. Sie gingen schweigend zurück.

Das Dorf war in jene Stunde vor Mittag eingetreten, in der die Arbeit ans Essen zu denken beginnt und Kinder ihre Aufmerksamkeit verlieren. Der Rauch über den Dächern wurde dichter. Zwei Männer luden bei der Kirche Bretter ab. Eine Frau schlug aus einem oberen Fenster einen Teppich mit solcher Gewalt, dass Adornfeld stehen blieb, um die Methode zu bewundern.

Am Tor des Herrenhauses fanden sie einen Zettel zwischen den Eisenstäben. Kein Kuvert, keine Unterschrift. Das Papier war gewöhnlich, aus einem Rechnungsbuch gerissen. Die Hand war gebildet genug, sich schlecht zu verstellen. Adornfeld nahm den Zettel heraus, ehe Hermann es konnte.

„Was steht darauf?“

Er las schweigend.

„Adornfeld.“

Er gab ihn ihr. Häuser, die ihr Blut vergessen, laden den Schlamm durch die Tür. Hermann las den Satz zweimal. Beim ersten Mal als Beleidigung. Beim zweiten als Wetter.

„Kennen Sie die Handschrift?“

„Nein.“

„Sie lügen.“

„Ja.“

„Wer?“

„Damit würden wir den Satz in Tratsch verwandeln, ehe wir ihn als Symptom verstanden haben.“

„Manchmal ist Tratsch der ehrliche Name der Politik.“

Er dachte darüber nach.

„Von Reisinger vielleicht. Oder sein Sohn. Der Vater hätte besseres Papier genommen. Der Sohn würde glauben, schlechtes Papier mache die Drohung demokratisch.“

Hermann faltete den Zettel.

„Sollen wir antworten?“ „Nein.“

„Sollen wir die Polizei verständigen?“

„Nein.“

„Sollen wir ihn aufheben?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil ein Haus, das seine Türen öffnet, das erste Ding bewahren sollte, das hereinkriecht.“ Diesmal lachte Hermann. Es war kein glücklicher Laut, aber ein lebendiger. Sie gingen durch das Tor. Einen Augenblick lang blickte sie zum Dorf zurück. Irgendwo hinter den Häusern besaß Frau Klemper nun einen Schlüssel mit der Aufschrift Gemeindesaal. Irgendwo näher hatte ein Mann, der Schlamm fürchtete, bereits begonnen, Blut zu betrauern. Irgendwo auf der Straße nach Wien war Julius Antwort vielleicht noch nicht geschrieben.

Hinter Hermann stand das Herrenhaus in seiner alten Korrektheit. Sichtbar hatte es nichts verloren. Man erkannte den Verlust an seiner Unsichtbarkeit. Julius Brief kam am späten Nachmittag.

Hermann sah das Kuvert, ehe das Dienstmädchen es ankündigte. Julius Hand hatte sich immer leicht nach vorn geneigt, ungeduldig mit dem vorgeschriebenen Tempo der Zeile. Selbst die Anschrift sah aus, als könnte sie das Papier verlassen, bevor sie gelesen wurde.

Hermann nahm den Brief mit in die Bibliothek. Adornfeld, der gerade die Ausgaben für den Ostsaal ins Haushaltsbuch eintrug, schloss den Band.

„Sie können bleiben“, sagte sie.

„Ich wollte nicht gehen.“

„Dann tun Sie so, als hätten Sie es vorgehabt.“

Er erhob sich und ging zum Fenster. Hermann brach das Siegel.

Papa, dein Brief ist angekommen. Ich bin froh, dass der Ostsaal offen ist. Ich bin froh, dass ein Bub die Sessel gezählt hat. Ich bin froh, dass du nicht wusstest, wo ich sitzen würde. Eine falsche Antwort wäre schlimmer gewesen als keine.

Ich komme am Samstag. Richte kein Zimmer her, als würde meine Ankunft einen Streit abschließen. Bitte das Haus nicht, mich willkommen zu heißen. Häuser führen Gehorsam zu leicht vor. Ich werde nicht auf dem grünen Sessel sitzen.

J.

Hermann las den Brief einmal. Dann noch einmal. Beim zweiten Lesen schmerzte er mehr, weil er die Verzierungen der Hoffnung entfernte. Adornfeld wandte sich nicht vom Fenster ab.

„Sie kommt“, sagte Hermann.

„Ja.“

„Sie haben den Brief nicht gelesen.“

„Nein.“

„Woher wissen Sie es?“

„Sie halten ihn, als hätte er Sie getroffen und verschont.“

Hermann setzte sich.

Draußen war spätes Licht in den Garten eingedrungen. Es berührte den Kiesweg, die kahlen Rosenruten, die nassen Rücken der Blätter. Hinter der Mauer ging das Dorf weiter: Kübel, Karren, Türen, Stimmen, die gewöhnliche Unanständigkeit des Lebens, das fort dauert, bevor man mit seiner Deutung fertig ist.

„Kein Zimmer herrichten“, sagte Hermann.

„Das ist klug.“

„Es ist grausam.“

„Klugheit ist das beim ersten Kontakt oft.“

„Sie sagt, das Haus führe Gehorsam zu leicht vor.“

„Auch das ist klug.“

„Sie bewundern sie.“

„Ich habe sie immer bewundert.“

„Das haben Sie mir nie gesagt.“

„Sie haben nie eine Frage gestellt, auf die das die Antwort gewesen wäre.“

Beinahe antwortete sie. Dann tat sie es nicht. Es gab Zimmer, die selbst die Sprache vor Samstag nicht öffnen sollte. Stattdessen faltete sie Julius Brief und legte ihn neben die anonyme Drohung, die Benützungsordnung des Ostsaaß und den ursprünglichen Schlüssel. Der Schreibtisch sah plötzlich überfüllt aus. Eine Familie, ein Dorf, ein Haus, eine Warnung, ein Zimmer. Alles Papier. Alles gefährlich. In der Dämmerung ließ Adornfeld sie dort zurück.

Er fragte nicht, ob sie zu Abend essen wolle. Er hatte bereits angeordnet, das Essen in die Bibliothek zu bringen. Auch das gehörte zu seinen Formen der Zärtlichkeit: den Körper vor auszusehen und die Seele nicht zu besprechen.

Als die Lampe brannte, nahm Hermann ihr Skizzenbuch. Zum ersten Mal seit mehreren Tagen zeichnete sie. Nicht das Herrenhaus. Es war nicht Schattendorf, nicht Julia.

Einen Schlüssel.

Sie zeichnete ihn jedoch zweimal: einmal so, wie er auf dem Schreibtisch lag, mit dem alten Wappen und den schweren Zähnen; einmal so, wie er in Herrn Páls Hand ausgesehen hatte, schlicht, warm, frisch geschnitten, bezeichnet für einen Raum, der noch nicht wusste, was aus ihm geworden war.

Zwischen den beiden Schlüsseln ließ sie eine leere Stelle. Später würde sie sagen, sie habe dort den Ostsaal zeichnen wollen. Sie tat es nicht. Die Leere blieb.

Gegen zehn, als das Haus still geworden und das Feuer in der Bibliothek zu einem roten Glimmen zusammengesunken war, kam von irgendwo unten – vielleicht aus einem lockeren Rohr, vielleicht aus dem abkühlenden Eisen des Ofens, vielleicht von der Dorfstraße, wo Herr Páls Hammer dem Metall das Wiederholen beigebracht hatte – ein leiser Laut.

Einmal.

Dann noch einmal. Hermann stand nicht auf. Sie lauschte. Der Laut erklärte sich nicht. Vorläufig war das sein Vorzug.

KAPITEL 3

Das unvorbereitete Zimmer

Am Samstag kam Julia mit einem Koffer und ohne Hut; das Dorf bemerkte zuerst den fehlenden Hut, dann den öffentlichen Postautobus aus Mattersburg, schließlich den Koffer in ihrer eigenen Hand, und hatte bis Mittag aus diesen drei Tatsachen sechs Geschichten gemacht. Herr Pál, der dabei eine Stute beschlug, erklärte aristokratische Familien für am zuverlässigsten erkennbar an ihrem Missbrauch der Verkehrsmittel. Frau Klemper erzählte keine Geschichte. Sie zog den Mantel an und ging zum Tor. Julia war auf halbem Weg, als Hermann sie sah. Der Morgen war trocken und bleich. Die Wintersonne, sofern sie diesen Namen verdiente, lag dünn über den Dächern und Feldern und berührte nichts mit Überzeugung. Vom Fenster am oberen Stiegenabsatz beobachtete Hermann die Gestalt, die näher kam: dunkler Mantel, unbedecktes Haar, Koffer in der einen, Handschuhe in der anderen Hand. Julia ging rasch, jedoch nicht wie jemand, der ankommen wollte. Eher wie jemand, der sich nicht aufhalten lassen wollte. Hermann trat zurück, bevor Julia aufblicken und sie beim Zusehen entdecken konnte. Dieser Rückzug kostete sie mehr, als sie zugeben wollte. Adornfeld, der mit einem Hauptbuch unter dem Arm durch die untere Halle ging, blieb stehen.

„Sie ist da.“

„Ja.“

„Werden Sie ihr an der Tür entgegengehen?“

„Das scheint mir theatralisch.“

„Die meisten notwendigen Gesten sind es.“

Hermann sah zum Porträt Lord Alistairs. Dem gemalten Mund über der Stiege war die kleinste Kurve aristokratischer Selbstgewissheit gegeben worden.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll.“

„Das ist eine Verbesserung.“ Sie drehte sich um.

„Gegenüber was?“

„Ihrem gewöhnlichen Zustand.“

„Der wäre?“

„Vor dem Sprechen zu viel zu wissen.“

Die Glocke läutete. Es war nicht die Glocke am Haupteingang. Julia hatte die kleinere Seitenglocke beim Osteingang benützt, jene für Händler, Dienstboten und Menschen mit tatsächlichen Anliegen. Auch das war eine Aussage. Keine laute. Julia hatte vom Herrenhaus gelernt, dass leise Aussagen länger hielten. Hermann rührte sich nicht. Adornfeld schloss das Hauptbuch.

„Wenn Sie hierbleiben, werde ich öffnen.“

„Nein.“

„Dann gehen Sie.“

Sie stieg die ersten drei Stufen hinunter, blieb stehen und sah noch einmal zu Alistair.

„Nicht du“, sagte sie.

Adornfelds Gesicht veränderte sich nicht. Er merkte es sich. Julia stand unter dem östlichen Portikus, der Koffer zu ihren Füßen. Frau Klemper stand neben ihr, nicht weil man sie eingeladen hatte, sondern weil sie entschieden hatte, der Weg zwischen öffentlichem Autobus und aristokratischer Schwelle brauche einen Zeugen.

„Guten Morgen“, sagte Hermann.

„Es ist beinahe Mittag“, antwortete Julia.

„Ja.“

Die beiden Frauen sahen einander an. Die Jahre zwischen ihnen erschienen nicht auf einmal. Das wäre leichter gewesen. Sie kamen in kleinen Abordnungen: ein versäumter Geburtstag, ein unbeantworteter Brief, ein ohne Rücksprache verkauftes Gemälde, der nie ausgesprochene Name eines Arztes, eine Winterkrankheit, von der Hermann zu spät erfahren hatte, Julias erster öffentlicher Vortrag in Wien, Alistairs Begräbnis, der Tag, an dem Julia aufhörte, um Erlaubnis zum Fortgehen zu bitten. Frau Klemper beugte sich hinunter und hob den Koffer auf.

Julia drehte sich um. „Ich kann ihn selbst tragen.“

„Ich weiß.“

„Warum dann -“

„Weil Sie ihn schon vom Autobus heraufgetragen haben.“

Damit war die Sache beendet. Hermann sagte: „Dein Zimmer -“

Julias Gesicht veränderte sich. Nur genug, nicht dramatisch. Hermann brach ab.

„Ich habe keines hergerichtet“, sagte sie.

Julia musterte sie.

„Keine Blumen?“

„Nein.“

„Keine frischen Vorhänge?“

„Nein.“

„Keine Kindheitsreliquien, die gegen mich aussagen sollen?“

„Nein.“

Frau Klemper sah von der einen zur anderen mit einem Interesse, das zu verbergen sie sich nicht bemühte. Adornfeld erschien in der Tür.

Weiterlesen

Die literarische Folge besteht aus dem Vorspiel und drei Romanen. Vollständige Manuskripte und kritische Begleitbände werden qualifizierten Agenturen, Verlagen, Kritikerinnen und Forschenden auf Anfrage zugänglich gemacht.

Vollständiges Manuskript anfordern

schattendorfechoes.com/de/rechte-frankfurt-2026.html

Alle Leseproben

schattendorfechoes.com/de/leseproben.html

lianasive.writer@proton.me

The Schattendorf Echoes — Austrian literary project